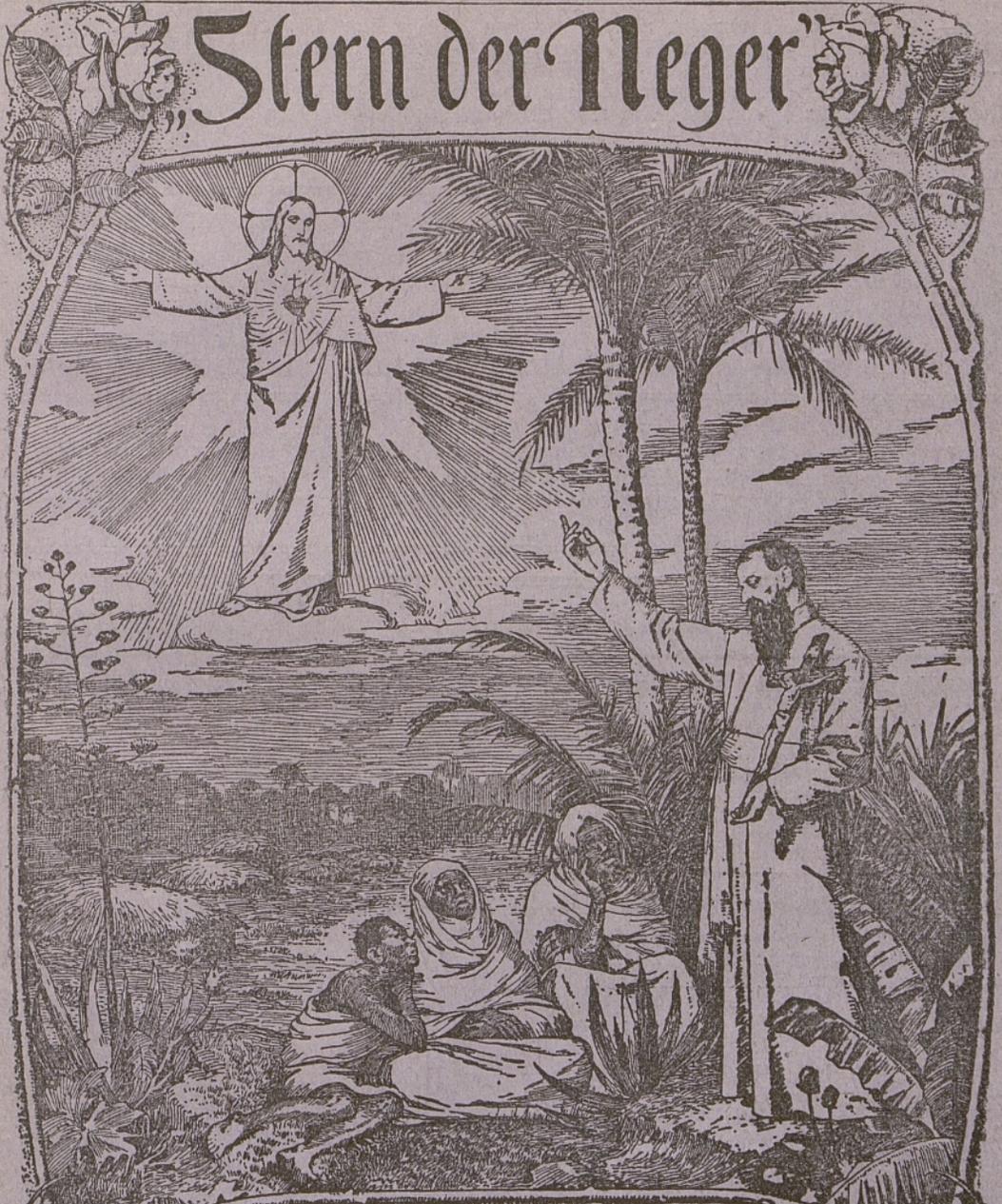


# Stern der Neger



**Katholische Missions-Zeitschrift**  
 der Söhne des heiligsten Herzens Jesu.

Organ des Marien-Vereins für Afrika.

Der Heilige Vater Papst Pius X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Beiliegern den apostolischen Segen erteilt.

Mit Empfehlung vieler hochwürdigster Bischöfe.

Erscheint monatlich einmal und kostet jährlich mit Post 2 K - 2 Mk. - 3 Franken.

## Inhalt:

Mainzer Katholikentag und Missionen 241. — Bitte um Bausteine zur neuen Kirche in Kharthoum 245. — Ein Schritt nach Vorwärts 248. — Aus dem Missionsleben: Was die Missionäre in Afrika tun 251. — Unterhalten des: Cingua Basse's Vertraute 257. — Verschiedenes: Das Haus des Missionärs 263. — Die Schlafkrankheit und der Katechist Daniel 264. — Studium der Schlafkrankheit 264.

**Abbildungen:** Fundamente der neuen katholischen Kirche in Kharthoum von Norden gesehen. — Fundamente der neuen katholischen Kirche in Kharthoum von Westen gesehen. — Fundamente der neuen katholischen Kirche gegen den Blauen Nil zu. — Uganda: Drei katholische Katechisten. — Uganda: Eine Katechisten-Familie.

Dem Memento der hochw. Missionäre und dem Gebete aller Leser werden folgende Verstorbene empfohlen: Hochw. Herr Dr. Josef Nienhaus, Gelsen (Westfalen); Katharina Schwalt, Kortsch.

„Herr, gib ihnen die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihnen!“

**Gebetserhörungen und Empfehlungen.** Dem heiligsten Herzen Jesu, der unbefleckten Gottesmutter Maria, dem hl. Josef und dem hl. Antonius sei tausend Dank für Erhörung in wichtigem Anliegen. — Eine Person empfiehlt sich in schwerem Seelenleiden dem frommen Gebete, desgleichen eine andere Person in einem wichtigen Anliegen. — Um Erlangung einer Gnade in schweren Berufsangelegen wird auch um Unterstützung im Gebete gebeten.

## Briefkasten der Redaktion.

**Postchecks (Erlagsscheine)** wurden an alle P. T. Abonnenten des „Stern“ in Oesterreich geschickt, auch an jene, die das Abonnement für das nächste Jahr schon eingeschickt haben, da sie ja zur Einsendung von Spenden usw. auch benützt werden können; es wäre für uns auch zu umständlich, wollten wir jene, die bereits gezahlt haben, bei der Zusendung der Postchecks ausschalten.

**P. 3. Mt.** Hoffentlich sind Sie zufrieden mit mir, habe Ihrem Wunsche, wie Sie sehen, so viel als möglich Rechnung getragen. Für Samaramummer erwarte ich etwas Interessantes von Ihnen.

**P. 4. Mt.** Brief mit gewünschtem Aufschlusse hoffentlich erhalten; die Druckzeile fünf Heller, wie im Briefe des weitern erklärt.

## Gaben-Verzeichnis vom 10. September bis 10. Oktober 1911.

### In Kronen.

**Opferstod:** Brigen N. N. 80; A. D. 2; Buchberg K. 1; Buchenstein M. d. T. 3; Elmman M. S. 20; Gmunden Dr. E. C. 2; Graz A. G. 250; Grein A. Sch. 2; Hochkreisham F. M. 18-21; Hann. J. B. 11-70; Kohlgrub R. B. 4-65; Pienz J. B. 20; Lauterach J. Sch. 3; Meran J. J. 1; Reutte J. A. 1; Rückersdorf J. N. 5; Todtnauburg S. W. 5-86; Ungenach Pfr. M. S. 20; Unter-Langendorf Leg. 40; Waidbruck Kur. F. A. 20; Weert N. N. 68.

**Vom Werk des Erlösers:** 189-90.

**Zur Persolvierung von heiligen Messen sandten ein:** Uhrweiler C. F. 28-22; Brigen A. D. 18; Ebensee M. B. 7-40; Eisenbergeramt A. M. 6; Eggenberg Schulschw. 20; Grein A. Sch. 6; Hochkreisham F.

M. 1-75; Klosterneuburg M. D. 7; Minstereifel Marienhosp. 78-53; Neumarkt F. A. 4-68; Sarntheim M. G. 3; Schwabmünchen R. Sch. 7-01; Vornholz B. N. 26-39; Waidbruck M. S. 20; Wien A. S. 10.

**Briefmarken** liefen ein aus: Brigen, Marburg, Milland, Trient, Ungarn, Waidbruck.

**Effekten aus:** Engelswald (Kirchenwäsche), Brigen (Bücher, Kleidungsstücke), Raasdö (Porzellan-Service), Trient (Wein), Bayern (Paramente, Monstranz), Ungarn (Staniol u. dgl.).

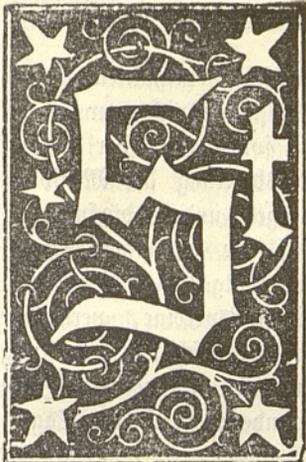
„O Herr, verleihe allen unseren Wohltätern um deines Namens willen das ewige Leben!“

## Empfehlenswerte Bücher und Zeitschriften.

**Aus allen Zonen.** Bilder aus den Missionen der Franziskaner in Vergangenheit und Gegenwart. Herausgegeben von P. Lambert Groeteken O. F. M. Druck und Verlag der Paulinus-Druckerei, Trier. Jedes Bändchen geheftet 50 Pfg., elegant gebunden 80 Pfg.

Die rastlose und ausgedehnte Tätigkeit unserer

Missionäre war trotz der vielen Missionszeitschriften dem katholischen Volke Deutschlands noch viel zu wenig bekannt und darum ist es freudig zu begrüßen, daß in dem dritten Bändchen obiger Sammlung der Herausgeber es unternommen hat, „Die Missionsarbeit der Franziskaner in der Gegenwart“ übersichtlich und klar darzustellen. Das Büchlein gewährt einen über-



# Stern der Neger.

## Katholische Missionszeitschrift

der *Söhne des heiligsten Herzens Jesu*

(Organ des Marien-Vereins für Afrika)

Dient vornehmlich der Unterstützung und Ausbreitung der Missionstätigkeit der Söhne des heiligsten Herzens Jesu und sucht Verständnis und werktätige Liebe des Missionswerkes in Wort und Schrift zu fördern.

Das Arbeitsfeld dieser Missionäre ist der Sudan (Zentral-Afrika).

Der „Stern der Neger“ erscheint monatlich und wird vom Missionshaus Mailand bei Brigen (Südtirol) herausgegeben.

Abonnementspreis ganzjährig mit Postversendung Kr. 2.—, Mk. 2.—, Fr. 3.—.

Der Heilige Vater Papst Pius X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den Apostolischen Segen erteilt. Für die Wohltäter werden wöchentlich zwei heilige Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberhirten von Brigen, Brixen, Leitmeritz, Linz, Olmütz, Marburg, Trient, Trieste und Wien.

Heft 11.

November 1911.

XIV. Jahrg.

## Mainzer Katholikentag und Missionen.

Wer die eingehende Beachtung und große Bedeutung, welche die beiden letzten deutschen Katholikenversammlungen dem Missionswerk beimaßen, nicht übersehen hat, der mußte von vornherein auch für dieses Jahr eine entsprechende Würdigung der Heidenmission erwarten. Das Interesse an den Arbeiten und Erfolgen der Glaubensboten hat ja, gottlob, weite Kreise des Volkes in allen Schichten und Klassen erfaßt — es besteht, das müssen wir mit besonders freudigem Dank gestehen, bei vielen ein wahres Verlangen, sich mehr und mehr mit dem Gotteswerk der Weltmission bekannt zu machen.

Die Katholikentage aber bieten allemal besondere Gelegenheiten, den Forderungen der Zeit Rechnung zu tragen. Dazu kam dieses Jahr noch der Umstand, daß die deutschen Katholiken einen Ort zu ihrer Tagung aus-erfahren, der sie von selbst auf die Mission hinweist: Der erste Erzbischof von Mainz war

St. Bonifatius! Mit dem Segen des allgemeinen Völkerhirten in Rom kam er in die deutschen Gauen, brachte unseren Vätern mit der Lehre auch die Segnungen und Wohltaten des Christentums. Lebhaft ruft das goldene Mainz seinen Besuchern diese Wahrheit in die Erinnerung, wendet ihren Blick auf jene unserer Glaubensbrüder, die in fernen Landen Bonifatiusarbeit verrichten, unglückliche Völker dem Welterlöser zu gewinnen.

Es konnte darum nicht anders sein: in Mainz mußten wir etwas über die Missionen hören, für die Missionen als für das Glaubenswerk im wahrsten Sinne mit neuer Liebe und Begeisterung erfüllt werden.

Dieser Erwartung hat denn auch die aurea Moguntia in den Tagen, als Deutschlands Katholiken da den großen Mainzer Bischof feierten, vollauf entsprochen. Jeder Tag brachte dem Besucher der Versammlung etwas über die Missionen. Gleich am Montag

versammelte die St. Petrus Claver=Sodalität die Freunde des Missionswesens zu einer stark besuchten Tagung. Ausgehend von dem unvergleichlich hohen Wert, den die Seelen in Gottes Augen haben, legte P. Provinzial Aker C. S. Sp. des näheren dar, wie dieser Wert nur einzig deshalb so groß in des Ewigen Schätzung sei, weil die mit Vernunft und freiem Willen begabte Seele beitragen solle, Gottes Ehre zu mehren und seine Herrschaft über die ganze Welt zu einem der göttlichen Majestät würdigen Reiche zu gestalten.

„Aber dieses Reich Gottes ist in Gefahr. Unglaube und Islam suchen seine Ausbreitung zu hindern, seine Fundamente zu untergraben. Der Protestantismus, der nach seiner Art Jesu an der Ausgestaltung seines Reiches helfen will, macht auf der ganzen Linie bewundernswerte Fortschritte. Dürften da die Katholiken zurückstehen, dürften kargen mit ihrem Opfer für den Auf- und Ausbau dieses Reiches?“

P. Donders, aus der Genossenschaft der Weißen Väter, schilderte unsere schwarzen Mitbrüder in Deutsch-Ostafrika als ziemlich begabt und ordentlich und stellte den Negerchristen das allerbeste Zeugnis aus.

Besondere Schwierigkeiten bereiten der Christianisierung und Kultivierung des Negers der Despotismus der Häuptlinge, die Angst vor den Zauberern und die so unglaublich wütende Schlafkrankheit. Gerade jetzt ist die afrikanische Missionstätigkeit besonderer Unterstützung bedürftig, wo es sich entscheiden muß, ob Afrika christlich werden oder aber dem Islam oder dem Neuheidentum anheimfallen soll.

In der zweiten der geschlossenen Versammlungen, welche die praktische Arbeit leisten und in bestimmter Formulierung festlegen, begründete Landesgerichtsdirektor Giesler, Mannheim, vor zahlreich erschienenen Mitgliedern den Antrag um eifrige Beteiligung an den Missionsvereinen und Unterstützung der Orden und Missionsgenossenschaften.

„Pflicht der deutschen Katholiken ist die Unterstützung der Missionen nicht nur in den deutschen Kolonien, sondern in der ganzen Welt. Mit der Ausbreitung der Missionen sind die Anforderungen und Bedürfnisse so sehr gewachsen, daß die bisherigen Mittel nicht mehr genügen. Zeitgemäße Mittel sind: Förderung der Missionsvereine, vermehrte Pflege der Missionswissenschaft, Abhaltung von Missionstagen und häufige Benutzung der Missionskorrespondenz durch die Tagespresse.“

Direktor Alois Oster, Aachen, bittet, den Antrag anzunehmen, ihn aber auch in die Tat umzusetzen.

Er legt des weiteren die erfreulichen Fortschritte des Kindheit Jesu-Vereins dar, der während des letzten Jahres in Deutschland 1,400.000 Mark gesammelt habe.

P. Provinzial Aker C. S. Sp. hob die beiden für das Missionswert unerläßlichen Faktoren hervor: Mittel und Personal. Für jene treten die Missionsvereine ein, dieses sollen die Missionshäuser stellen.

Seine dringende Bitte geht dahin, auch der Missionshäuser zu gedenken, die zur Erfüllung ihres Zweckes großer Mittel bedürfen und — da die Einnahmen der Missionsvereine direkt in die Missionen gehen — selbst dafür aufkommen müssen. Mit besonderem Nachdrucke betonte er das Recht der Missionäre, die Familie und Heimat, Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens geopfert für Gottes Interessen, das zum Unterhalt der Mission Notwendige von den Gläubigen zu fordern. Nicht als Bettler strecken sie uns hilfesuchend die Hand entgegen; sondern der göttliche Auftrag, der sie in alle Welt weist, gibt ihnen ein unbestreitbares Recht auf unsere Unterstützung. Es muß den Missionshäusern ermöglicht werden, mehr Truppen entsenden zu können; denn eine wichtige Frage wird sich heute entscheiden: soll die Welt mohammedanisch oder christlich, protestantisch oder katholisch

werden: heidnisch wird sie nicht bleiben. Dazu tut schnellste Hilfe not, wenn wir nicht zu spät auf dem Posten sein wollen.

P. Kilian, Missionsprokurator der Kapuziner, unterstützt mit allem Nachdruck die Anführungen P. Ackers. Reichstagsabgeordneter Erzberger legte dar, daß es nicht nur religiöse, sondern auch nationale Pflicht für uns Deutsche sei, das Missionswerk zu unterstützen: es sei ein Gebot wahrer Vaterlandsliebe.

Durch den Umsturz in Portugal sei dem Missionswerk eine Einnahmequelle versiegt, darum Pflicht der deutschen Katholiken, hier in die Bresche zu springen. An die katholische Presse richtet Redner den Appell, noch mehr Propaganda für das Missionswerk zu machen, das sei eine ihrer ersten Aufgaben für die Gegenwart.

Der darauf einstimmig angenommene Antrag hat folgenden Wortlaut:

Die 58. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands erblickt in der Förderung der Heidenmission eine der ersten und heute dringendsten Pflichten aller Katholiken. Sie begrüßt daher den Aufschwung des Interesses und der Opferwilligkeit der Katholiken Deutschlands für die Verbreitung des Glaubens unter den Heiden und spricht die Hoffnung aus, daß das Verständnis für die grundlegende Bedeutung dieses gottgewollten Werkes in allen Schichten des katholischen Volkes stetig wachse.

Deshalb empfiehlt die 58. Generalversammlung gleich ihren Vorgängerinnen aufs wärmste die eifrige Beteiligung an den von der Kirche bestätigten Missionsvereinen, nämlich Werk zur Verbreitung des Glaubens (Franziskus Xaverius-Verein, Ludwigsmissionsverein), Werk der heiligen Kindheit Jesu, Missionsvereinigung der katholischen Frauen und Jungfrauen, St. Petrus Claver-Sodalität, Afrikaverein und die Unterstützung der um die Ausbreitung des Reiches Christi auf Erden so hoch verdienten Orden und Missionsgenossenschaften

durch Gebet und Almosen. — Als zeitgemäßes Mittel zur Belebung des Missionsfinnes begrüßt sie die vermehrte Pflege der Missionswissenschaften und empfiehlt gesteigerte Propaganda durch Missionstage nach dem Vorbild des im Februar 1911 in Fulda gefeierten Missionsfestes und durch die Tagespresse, die in voller Anerkennung ihrer bisherigen bereitwilligen Mithilfe um stärkere Benutzung der „Missionskorrespondenz“ oder häufigere Veröffentlichung eigener Missionsberichte gebeten wird.

Wer am Dienstag-Nachmittag den gewaltigen Andrang der Damenwelt zu der im großen Saale des „Frankfurter Hofes“ anberaumten Versammlung der Missionsvereinigung katholischer Frauen und Jungfrauen sah, dem drängte sich doch unwillkürlich der Vergleich mit früheren Jahren auf, wo die sonst üblichen Missionskongresse in leider oft nur schwach besetzten Sälen gefeiert wurden. Das ist nun gottlob gründlich anders geworden. So stark war der Besuch dieser Nebenversammlung, daß wohl zwei Drittel der Zuströmenden keinen Platz mehr fanden. Herr Prälat Forscher führte diese darum in die nahegelegene Seminarikirche, deren weite Hallen sich augenblicklich füllten. Die Bischöfe von Mainz, Limburg und Würzburg und Erzbischof Dontenwill, Generaloberer der Oblaten M. I., besuchten die Versammlung. Prälat Forscher präsiidierte in der Seminarikirche, P. Provinzial Acker führte im „Frankfurter Hof“ den Vorsitz, wo Abgeordneter Erzberger eine zündende Rede hielt; derselbe sprach nach Monsignore Wunsch C. S. Sp. auch in der Seminarikirche.

Entstehen, Aufgabe, Ziele und bisherige Wirksamkeit wurden in den Reden behandelt. Die Missionsvereinigung ist in kurzer Zeit aus einem Reis zu einem mächtigen Baume herangewachsen, in dessen Schatten schon Tausende Ruhe und Erquickung gefunden. Der Verein will dazu beitragen, daß das

Licht der göttlichen Wahrheit sich in die Finsternis des Heidentums ergieße und sie erhelle, will ein Hilfskorps der Missionäre sein. Weltliche und geistliche Behörden, besonders Papst Pius X., spenden dem rührigen Unternehmen höchstes Lob und zollen ihm uneingeschränkte Anerkennung.

Der folgende Tag versammelte die Mitglieder und Freunde des in Münster jüngst erstandenen Akademischen Missionsvereins.

Wenn diese Veranstaltung auch nicht den Besuch der vortägigen Missionsversammlung aufwies, so darf man mit der Beteiligung doch vollauf zufrieden sein, wenn man bedenkt, daß unsere Studenten gelegentlich eines Katholikentages sich zum ersten Mal zu einer Kundgebung für die Missionen zusammenfanden.

Auch hier hielt der unermüdlige Erzberger eine von Überzeugung und Begeisterung getragene Rede, in der er Missionen und Kolonien behandelte und die sich aus beiden ergebenden Verpflichtungen den Studenten warm ans Herz legte.

Universitätsprofessor Schmidlin aus Münster, der Gründer und Protektor des dortigen ersten „Akademischen Missionsvereins“, trat mit warmen und beredten Worten für das Missionswerk ein und forderte die anwesenden Studenten auf, nach dem Vorbilde Münsters auch an den anderen Universitäten akademische Missionsvereine zu gründen.

In der dritten öffentlichen Versammlung hielt der hochw. P. Provinzial P. Kassiepe O. M. J. (Hünfeld bei Fulda) die mit wahrhaft jubelndem Beifall und sichtlicher Ergriffenheit aufgenommene Rede über die kath. Heidenmission der Gegenwart. Wir werden auf die Rede ein anderes Mal zurückkommen.

Mit jubelnder Zustimmung nahmen die Tausende die Ausführungen und Anregungen des gefeierten Redners entgegen. Immer

wieder ausbrechender Beifall bekundete, wie eindrucksvoll und überwältigend die Worte auf die Versammlung gewirkt. Möge das in Mainz zu lichter Lohe aufgeschürte Feuer heiliger Missionsbegeisterung weiter um sich greifen und allerorts die Herzen entzünden für Gottes heilige Sache!

Aus dem Herzen all jener heraus, die P. Kassiepes gottbegeisterte Worte gehört hatten, durfte der Präsident Graf von Galen in seiner Schlußrede sagen: „Schämen müßten sich die Katholiken Deutschlands, wenn solche Worte keinen Widerhall in ihren Herzen finden sollten.“

Die es vernahmen, brachen in stürmische Beifallskundgebungen aus, aber jeder deutsche Katholik wird durch erneutes Interesse und regere Förderung der Missionen zeigen, daß auch er einverstanden mit der so überzeugend dargelegten und so einmütig angenommenen Verpflichtung aller Mitglieder der Kirche ist.

Für die Stunden, welche die Versammlungen freiließen, boten St. Petrus Claver-Sodalität und Missionsvereinigung katholischer Frauen und Jungfrauen in ihren Ausstellungen und Museen ethnographischer Gegenstände den Missions- und Kolonialfreunden einen interessanten Einblick in die Arbeiten der Missionäre, in das Tun und Treiben der ihnen anvertrauten Völker.

So war in Mainz wirklich alles geschehen, um den Besuchern der Tagung zur Vertiefung des Missionsfinnes, zur Anregung des Missionseifers möglichst reichliche Gelegenheit zu bieten. Mögen die dort empfangenen Eindrücke und Anregungen nachwirken in allen Teilnehmern und auch die heilsam beeinflussen, die nur aus der Ferne den glänzenden Kundgebungen folgen konnten! Wie wäre es besonders freudig zu begrüßen, wenn viele Missionsberufe dadurch geweckt und gefördert würden!

## Bitte um Bausteine zur neuen Kirche in Khartoum.

Einen Stein, ja einen Haufen von Steinen habe ich auf dem Herzen. Vertrauensvoll greife ich zur Feder, schreibe mir die Last von der Seele herab und wälze sie vor die Augen der Wohltäter des hiesigen Kirchenbaues.

Ist eine katholische Kirche notwendig hier in Khartoum? Khartoum besitzt heute eine große Moschee, deren Lage im Herzen der Stadt, deren mächtiger Bau und deren schlanke Minarette, welche das Stadtbild allseitig wirkungsvoll beherrschen, den Islam als die Religion der überwiegenden Mehrheit kennzeichnen. Im Vergleich damit nehmen sich die Kirche der getrennten Griechen mit ihrer winzigen Kuppel, die Kirche der getrennten Kopten mit ihren anspruchslosen Türmen, so recht der Ausdruck sich selbst genügender Bekenntnisse, welche nur die eigene Nation umfassen und keinerlei Propaganda haben, und die eintönige Kirche der amerikanischen Presbyterianer sehr bescheiden aus. Hingegen ist die fast vollendete anglikanische Kathedrale ein kostspieliger Bau ganz aus Haustein, wie es dem Reichtum und der herrschenden Stellung Englands in der übrigen Welt und hier im Sudan entspricht; der Bau kostet ohne Turm 30.000 Pfund Sterling. Zu Beginn 1904 wurde der Grundstein gelegt und am 26. Jänner 1912, also nach achtjähriger Bauzeit, soll sie eröffnet werden. Dieses Datum ist der 27. Jahrestag des Falles der Stadt in die Hände der Horden des Mahdi und der grauenvollen Ermordung Gordons und von Zehntausenden. Die Feier soll groß werden; der Erzbischof von Canterbury, der Bischof von London mit einem Gefolge von Bischöfen und Großen aus Großbritannien und dem britischen Weltreiche sollen daran teilnehmen. Also hier in Khartoum eine Moschee und vier Kirchen

getrennter Konfessionen und wir Katholiken nur eine in das Missionshaus eingebaute Kapelle, die sich nach außen durch nichts kennzeichnet. Schon aus diesem Grunde brauchen wir eine Kirche. England hat hier nicht nur religiöse, sondern auch politische Zwecke. Wir, unsere katholische Mission haben nur erstere. Unser Kirchenbau braucht also nicht die Kostspieligkeit der englischen Kathedrale zu erreichen; er wird aus Bruchsteinen und Ziegeln aufgeführt und verputzt, was hier um die Hälfte billiger kommt als Haustein. Was ich erstrebe und mit ganzer Macht der Hingabe zu erreichen suche, ist eine anständige kath. Kirche, wie sie die hiesigen Verhältnisse erheischen. Nicht in jeder Missionsstation braucht es eine regel- und stilgerechte Kirche; sie würde mit den primitiven örtlichen Verhältnissen nicht im Einklang stehen; dort genügt einstweilen ein einfaches Gebäude, zuerst aus Stroh, dann aus Ziegeln oder Stein. Aber hier in Mitte der Kirchen Andersgläubiger und umgeben von schmucken Häusern und Palästen können wir einer Kirche, die zum Ganzen paßt, nicht entbehren.

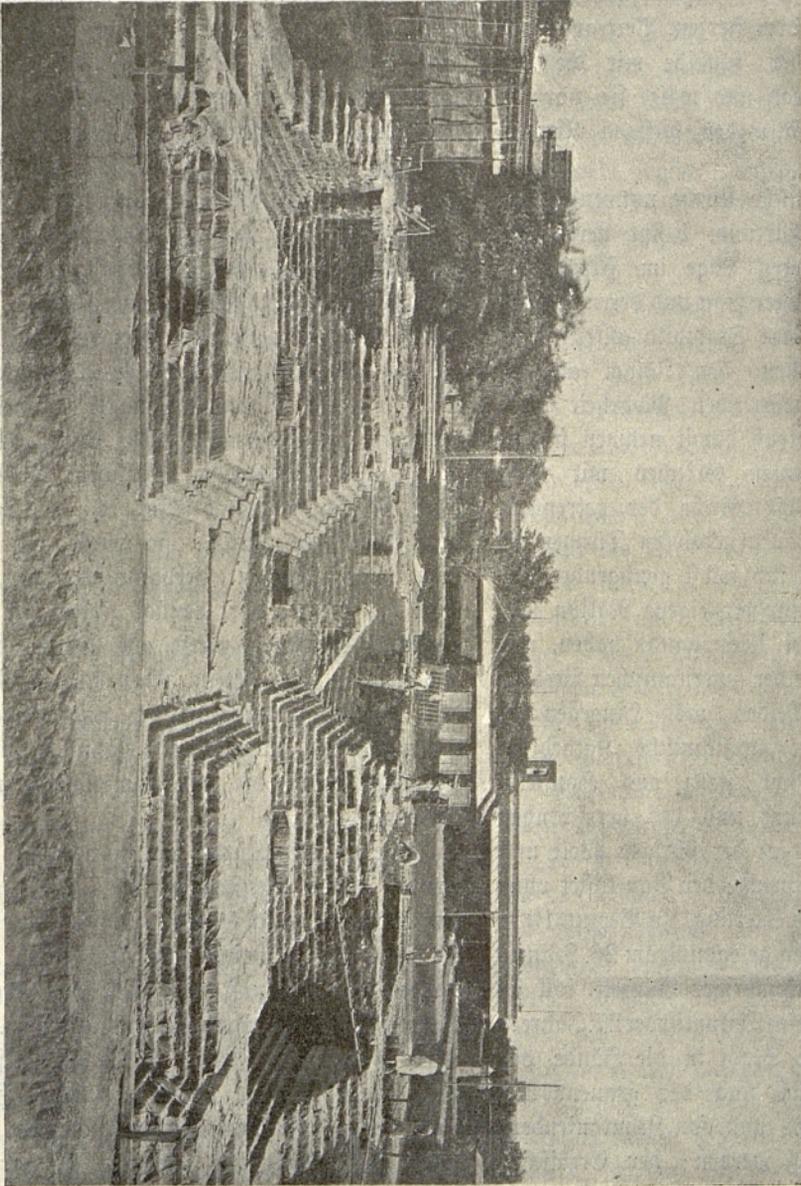
Eine solche Kirche ist notwendig für unsere hiesige Christengemeinde. Diese umfaßt nicht wie andere Bekenntnisse nur eine Nation, sondern besteht aus Katholiken sehr verschiedener Herkunft und Sprache, Abendländern, Morgenländern und Eingeborenen. Bei einer Hitze von 40 bis 46 Grad Celsius, wie sie hier Monate hindurch anhält, Hunderte von schweißtriefenden Menschen in einen engen Raum zu zwingen, ist gar zu leicht eine Entschuldigung, dem Gottesdienst fern zu bleiben. Eine geräumige Kirche, welche auch die Abhaltung feierlicher Gottesdienste gestattet, zieht die Gläubigen an und gibt ihnen Freude am Kirchenbesuche.

Noch ein Punkt. Khartoum ist die Hauptstadt des Sudan, wohin häufig Häuptlinge aus den fernen Negerstämmen des Inneren kommen. Vor vier Jahren kam unter anderm

prächtige englische Kirche im Bau begriffen sei, daß selbst Griechen und Kopten Kirchen hätten und daß wir Katholiken in einem Zimmer im Missionshause Gottesdienst halten.

So etwas schadet unserer Sache unter den fernen Negerstämmen, die nur zu sehr geneigt sind, alles nach dem äußeren Scheine zu beurteilen. Die Regierung sucht diese Häuptlinge nach Khartoum zu ziehen und alljährlich kommen deren eine Anzahl aus verschiedenen

Stämmen; man zeigt ihnen alles Sehenswerte, damit sie große Eindrücke von der Macht der Regierung mit nach Hause nehmen. Ich möchte heute keinen Heiden oder Neophyten hierher kommen sehen, bis wir nicht eine Kirche haben. Diese wird auch für die Ausbreitung



Grundamente der neuen katholischen Kirche in Khartoum von Norden gesehen.

der Häuptling aus einer unserer Missionsstationen hierher und heimgekehrt, erzählte er überall herum, daß hier eine so große Moschee mit hohen Minarets stehe, daß eine

des Glaubens unter den Heiden von Nutzen sein.

Als Missionsbischof maß ich dahier die Ehre und das Ansehen unserer Kirche und

die Ausbreitung unseres Glaubens nach Kräften zu fördern suchen und alles tun, was dazu notwendig oder nützlich ist. Nachdem ich von der Tragweite des Kirchenbaues überzeugt

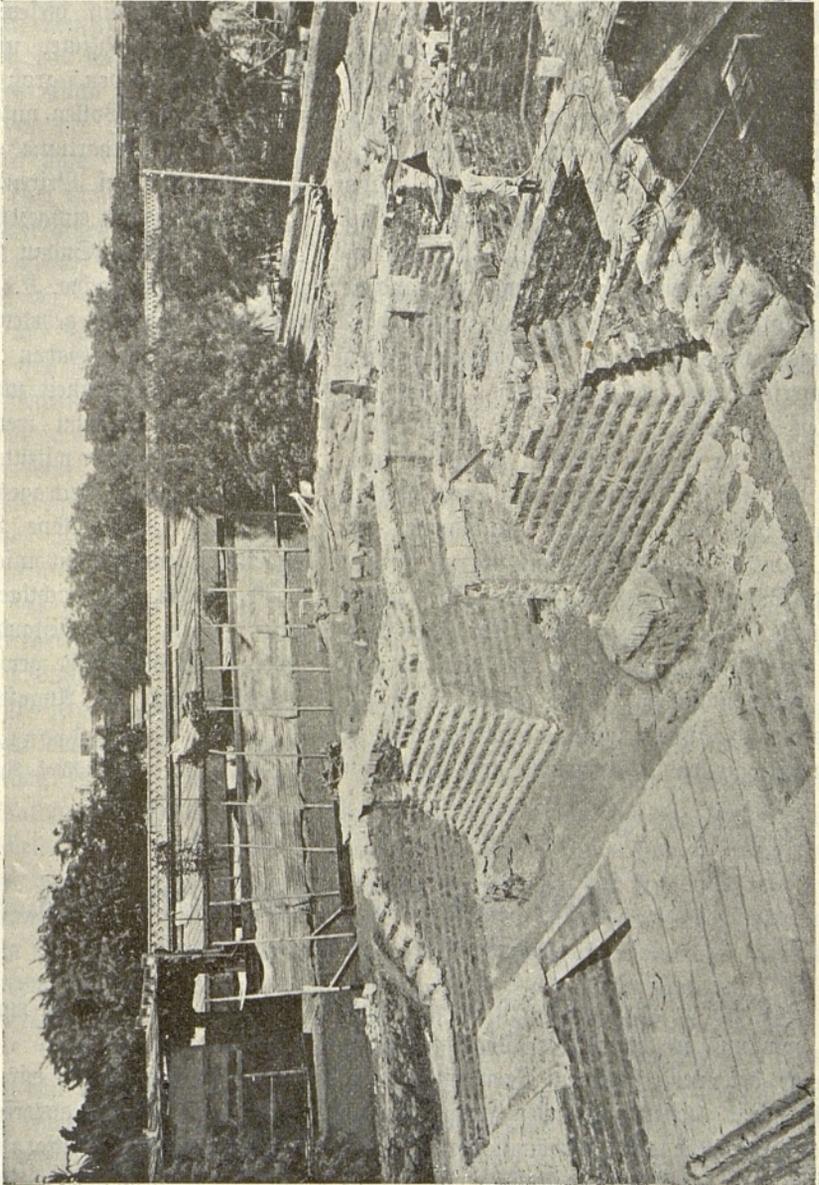
bin, wie sollte ich da nicht meine Tatkraft einsetzen, um ihn vorwärts zu bringen? Bei

der jetzigen finanziellen Lage der Mission wird der Bau nur dann fortgeführt und vollendet werden, wenn die erforderlichen Geldmittel extra für diesen Zweck zusammengebracht werden, da die Mittel der Mission und alle für dieselbe fließenden Gaben durchaus unentbehrlich sind für die bestehenden Missionen und für Neugründungen. Der Kirchenbau ist ganz von den Gaben, die für denselben gespendet werden, abhängig.

Der Heilige Vater Pius X.,

dem ich seinerzeit vom Baue sprach, ermutigte mich und schrieb mir eigenhändig einen Segen für alle Wohltäter desselben. In meiner Wohnung neben dem Bauplatz hängt das

Bild Pius' X. mit dem von ihm geschriebenen Segen. Dort befindet sich das Bild Kaiser Franz Josefs I., des Protektors der Mission seit mehr denn 60 Jahren, der 10.000 Franks



Fundamente der neuen katholischen Kirche in Kbartoum von Westen gesehen.

für den Zweck gespendet hat. Die Ermunterung von Papst und Kaiser ist mir eine große Aufrihtung im Unternehmen.

Der Bauplatz liegt am Ufer des Blauen

Nil; das macht das Material billiger, aber die Fundamente teurer. Der Fluß, der alljährlich in der Regenzeit um 5 Meter steigt, durchtränkt das angrenzende Erdreich, das aus sandigem Ton besteht, vollständig, so daß sich dessen Tragfähigkeit bedeutend vermindert. Aus diesem Grunde mußte auf gute Fundamentierung das größte Gewicht gelegt werden und Fachkundige rieten, die Fundamente im ganzen bis auf 3 Meter Tiefe auszuheben, eine Gesamtplatte von Beton von 1 Meter Höhe herzustellen und darauf die Grundmauern aufzuführen. Die Fundamentierungsarbeiten haben das vorhandene Baumaterial und so ziemlich auch das Kirchenbaugeld erschöpft. Bis zur Beschaffung weiteren Materials muß der Bau ruhen. Außer anderem braucht es Steine; es kommt eben die Zeit, da sie am billigsten zu haben sind. In der nächsten Umgebung der Stadt ist alles Sand und angeschwemmter Nilschlamm; erst in 10 bis 12 Stunden Entfernung im Norden und Süden finden sich Steine. Die besten Brüche sind am Berge Auli. Ihr Transport ist am billigsten, wenn der Nil hoch ist und der Nordwind weht. Dann fahren die Segelboote nach Süden, laden die Steine ganz am Bruche, gleiten flußabwärts und befördern

ihre Last bis zum Bauplatz. Diese günstigen Umstände treten mit Oktober ein. Da möchte ich 1000 bis 1500 Kubikmeter Bruchsteine erwerben. Wäre ich in Europa, so würde mir nicht bange sein um Geld hierzu. Nun wende ich mich auf diesem Wege an meine Freunde und Wohltäter und bitte sie recht herzlich, ihre Gaben, groß oder klein, jeder nach Können und Wollen, unter der Bezeichnung: „Bausteine für Khartoum“ an das Missionshaus Milland bei Brigen, Tirol, oder an mich unter der ganz einfachen Adresse: „Bischof Geyer, Khartoum, Sudan (Ägypten)“ senden zu wollen. Den hochw. P. Rektor des Missionshauses habe ich gebeten, mir ehe baldigst die eingelaufenen Gaben zu senden, damit die günstige Gelegenheit zur Anschaffung der Steine nicht versäumt werde, und mir die Namen der Spender mitzuteilen. Jedem Geber auch des geringsten Beitrages zu den „Steinen“ werde ich eine schöne Ansichtskarte von Khartoum, frankiert mit unserer schönen Kamelmarke, senden. Den richtigen Lohn aber wird unser Herr und Heiland Jesus Christus zahlen, dem die Kirche geweiht sein soll.

Khartoum, 28. August 1911.

† Franz Xaver Geyer,  
Bischof, Apostolischer Vikar.

## Ein Schritt nach vorwärts.

Einem Briefe aus Kayango entnommen.

Das schöne Herz Jesu-Fest ist für uns, die wir uns in besonderer Weise als seine Söhne bekennen, stets ein Freudentag, eine Gelegenheit, diesem göttlichen Herzen unsere besondere Liebe und Anhänglichkeit zu beweisen und der kindlichen Gefühle ihm gegenüber Ausdruck zu verleihen.

Zu alledem kam für uns in der Station des hl. Franziskus Xaverius zu Kayango noch ein eigener Umstand hinzu, der uns das liebe

Fest noch freudreicher machte und feierlicher gestaltete.

Dieses Fest hatten wir als Weihetag unserer neuen Kirche ausersehen. Schon seit langem war die Hütte, welche bisher als Kirche gedient hatte, zu klein; obwohl ziemlich groß, konnte sie die Neophyten und Katechumenen, deren Zahl sich Tag für Tag vermehrt, bei weitem nicht fassen. Außerdem trug diese gewaltige Hütte, aus Lehm und mit

Stroh gedeckt, nicht das mindeste zur Verherrlichung unseres so schönen Kultus bei, der doch sonst so geeignet ist, auch bei den hiesigen wilden Völkern unserer heiligen Religion Achtung und Liebe zu verschaffen.

Der Bau einer neuen Kirche war also unabweisbar; aber wie sollten wir das anfangen? Wir hatten nichts als die Felsblöcke im Urwalde, fern von der Station; alles andere fehlte uns aber auch. Doch nein! Wir besaßen auch noch eine tüchtige Portion guten Willen und Gottvertrauen, mit denen wir uns denn auch alsogleich ans Werk machten.

Unter Beihilfe der gutgesinnten Eingeborenen begannen wir die nötigen Steine zu sammeln und an den Bauplatz zu schaffen; zu gleicher Zeit bestellten wir von Khartoum her Kalk und Zement sowie Wellblech für das Dach, während sich einer von uns nach Europa begab, um an den Türen seiner Freunde und Bekannten oder Wohltäter anzuklopfen und ihre Hilfe anzurufen. Der Gedanke war nicht verfehlt. Um der Wahrheit die Ehre zu geben und zur Verherrlichung Gottes, muß ich sagen, daß er überall, wo immer er sich hinwandte und für seine neue Kirche im Herzen Afrikas bat, bereitwilligst unterstützt wurde, so zwar, daß er nach einigen Monaten in seine Station zurückkehren konnte mit dem nötigen Gelde für den Kirchenbau in der Tasche. Zu dem Personal, das sich bereits in der Station befand, wurde von dem Oberrn noch ein Laienbruder, ein Maurer von Profession, hinzugefügt, der sich im Verein mit einem anderen Bruder gleich an die Arbeit machte.

Das Werk schritt rüstig voran. Die neben-sächlichen Arbeiten waren unter die Eingeborenen verteilt: die einen schafften mit dem schweren Wagen noch Steine herbei, die intelligentesten wurden in Eile zu Steinmetzen ausgebildet, andere dienten wieder als Handlanger. Wie auf ein Zauberwort wuchs der Bau aus dem Boden heraus. Zu Anfang

Juni standen die Mauern schon fix und fertig da; das Dach fehlte aber noch. Auch da half der Himmel. Die Maurer legten ihre Kellen aus der Hand und griffen zum Zimmermannsbeil. Unter der Leitung eines tüchtigen Zimmermannes entstand bald ein herrlicher Dachstuhl, und zwar aus feinstem Mahagoniholz, dessen Bearbeitung den Brüdern zwar manchen Schweißtropfen kostete, das dann aber auch ewig halten wird. Nachdem der Dachstuhl aufgestellt war, wurde das von Khartoum angekommene Wellblech darauf befestigt.

Die bereits hereingebrochene Regenzeit, welche von einem Tage zum andern die ganze Arbeit zu unterbrechen drohte, der Zustand der alten Kapelle, in die es von allen Seiten hineinregnete, und endlich auch das Verlangen, in der neuen Kirche das heilige Herz Jesu-Fest zu feiern, hätten uns ganz sicher zu schneller Arbeit angespornt, wenn wir des Anspornes bedurft hätten; was ist dem Missionär unmöglich, wenn er wirklich will? Einige Matten ersetzen vortrefflich die Fensterläden sowie auch das Fensterglas selbst. Ein paar Bretter sind bald zusammengenagelt und so ist auch die Türe fertiggestellt; es genügt, wenn man damit zufrieden sein will . . .

So haben wir denn eine anständige Kirche, einen wirklichen Dom für die hiesigen Gegenden, 23 Meter lang und 7 Meter breit und hoch. Sowohl der Hochaltar als auch die Nebenaltäre sind zwar noch kahl, das Wesentliche ist jedoch vorhanden und das Nebensächliche wird wohl auch nicht allzulange auf sich warten lassen. Haben sich doch schon einige Wohltäter angeboten, nach Fertigstellung des Baues für die innere Ausschmückung ihr Scherflein beitragen zu wollen.

Die Kirche stellt zwar keinen Monumentalbau dar, sie ist aber fest gebaut, groß genug für unsere Verhältnisse und regelmäßig, so daß sie Gott wirklich zur Ehre gereicht; und unsere Neger finden Gefallen daran, uns Missionären aber erleichtert sie ungemein das

Katechisieren und damit begnügen wir uns für jetzt vollständig.

Unsere Neophyten und Katechumenen, die

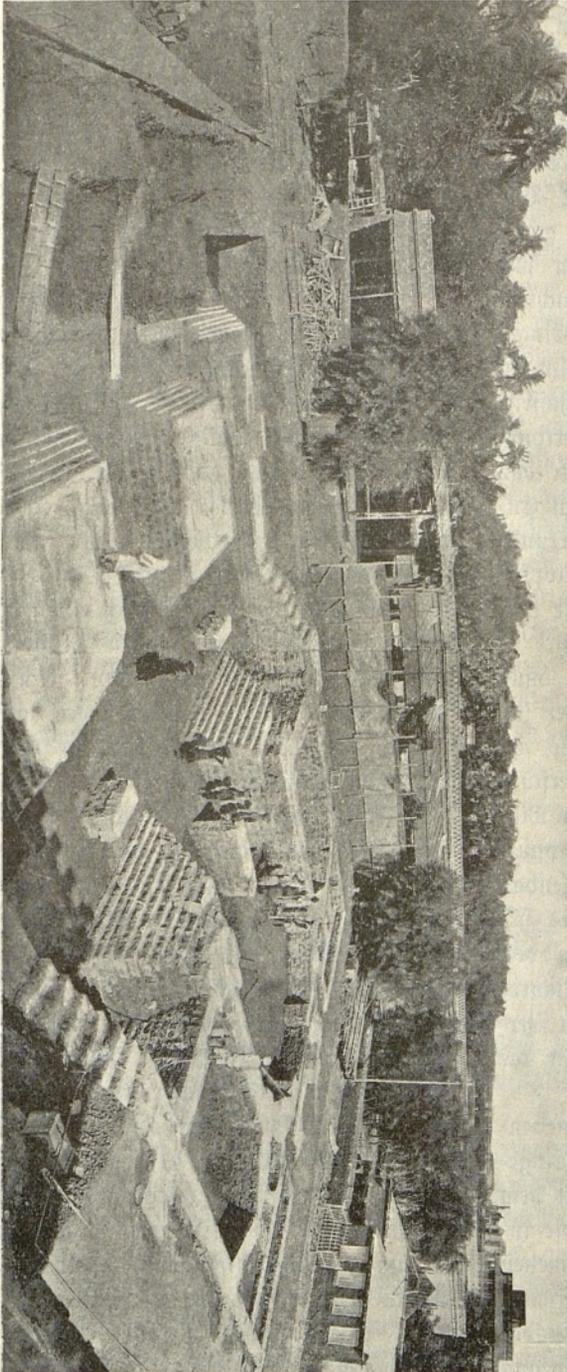
bei dem Baue so eifrig mitgeholfen hatten, waren voller Begierde, die Kirche endlich dem Gottesdienste übergeben zu sehen. Auch jener glückliche Tag brach an, das Herz Jesu-Fest, ein wahres Herzensfest für uns und unsere lieben Neger, die sich schon in aller Frühe auf dem Plage vor der Mission erwartungsvoll versammelt hatten.

Um 6 Uhr wurde in der neuen Kirche die erste heilige Messe gelesen, während derselben traten alle Neophyten zum Tische des Herrn.

Um 9 Uhr begann man mit den Weihezeremonien nach dem Rituale Romanum, worauf ein Amt folgte mit Harmoniumbegleitung. Bei dem nachmittägigen Gottesdienste war die Kirche wieder gesteckt voll; es wurde die Herz Jesu-Vitaneï gesungen, das Weihegebet an das heiligste Herz Jesu rezitiert und dann der sakramentale Segen erteilt.

Fleisch, Negerbier und Musik fehlten natürlich auch nicht, um das ihrige zur Festfeier und zur freudigen Stimmung beizutragen, gehören doch auch der Magen und die Ohren zum menschlichen Körper und der Neger kann sich eben kein Fest vorstellen, wo nicht auch diese vollständig zufriedengestellt werden; es muß dabei gegessen, getrunken und fest musiziert werden, erst dann ist es ein wirkliches Fest.

Alles in allem muß ich Ihnen, hochwürdigster Vater, gestehen, daß dieses Fest einer jener seltenen Tage war, an denen der Missionär in diesen weltfernen Gegenden sich erhoben fühlt und der vielen Entbehrungen und Opfer, die sein Leben mit sich bringt, vollkommen vergißt, wenn auch nur für kurze Zeit, denn mit



Fundamente der neuen katholischen Kirche in Ibartoum.

dem nächsten Tage beginnt ja wieder das allgemeine Opferleben mit seinen Leiden und Enttäuschungen. Möge der Herr mit seiner Gnade die Herzen dieser armen Wilden rühren und sie immer zahlreicher in das Heiligtum führen, das wir ihm, wenn auch noch in bescheidenen Verhältnissen, errichtet haben. Wir unsererseits werden uns nicht weigern, die

Mühen auf uns zu nehmen, um sie in der Wahrheit zu unterrichten.

Bevor ich schließe, bitte ich Sie im Namen unserer lieben Neger, allen jenen zu danken, welche uns geholfen haben, den langgehegten Plan auszuführen; unsere Neophyten werden natürlich auch nicht vergessen, Gottes Segen auf sie herabzusehen.

## Aus dem Missionsleben.

### Was die Missionäre in Afrika tun.

Was tun die Missionäre für die Wilden? Das ist eine Frage, welche mir schon oft gestellt wurde. Die Antwort darauf bringt uns nicht in Verlegenheit.

Die Personen, welche solche Fragen stellen, gehören zwei verschiedenen Kategorien an. Die einen sind unwissend, aber wohlwollend; sie bewundern die Missionäre, ihren Mut, ihre Selbstlosigkeit, ohne eigentlich zu begreifen, welchen Nutzen dieser hohe Opfersinn zu schaffen imstande sei; die andern sind ebenso unwissend wie die ersteren, dazu noch übelwollend. Ihr Ton gibt zu verstehen, daß sie sich ungefähr folgendes dabei denken: Die Missionäre leisten nicht Gutes für die Wilden, sie dehnen das Reich des Aberglaubens aus und sind ein Hemmschuh für Fortschritt und moderne Zivilisation.

Der Missionär, welcher nach langer Abwesenheit wieder in seine Heimat zurückkehrt, findet einen überraschenden Gegensatz zwischen den Straßen der Zivilisation und den Fußpfaden durch das Dickicht Afrikas. Aber was ihn am meisten überrascht, ist die obgenannte Frage, wenn er sie zum erstenmal vernimmt... Genötigt sein, seine eigene Verteidigungsrede

zu halten, sich zu rechtfertigen, zu entschuldigen, das ist ein harter Schlag für seine Eigenliebe, seine Eitelkeit!

Ich gebe euch eine der zahlreichen Antworten, welche man auf diese berühmte, wohl- oder übelwollende Frage erwidern kann: Die Missionäre sind Träger der Zivilisation und die Missionäre sind sogar die einzigen wahren, geeigneten Vermittler der Zivilisation. Dies zu beweisen, wird mir eine hohe Freude sein, wenn Sie die Güte haben, meinen Worten Aufmerksamkeit zu leihen.

#### I.

Es ist eine augenscheinliche Wahrheit, daß die Sitten eines Volkes wie diejenigen eines Individuums nur die logische und praktische Schlußfolgerung seiner Ideen sind. Wie die Ideen, so die Handlungen und Sitten. Sind die Sitten eines Volkes barbarisch und wild, sind seine Ideen deren Ursache. Und wenn ihr die Sitten reformieren wollt, müssen zuerst die Ideen umgestaltet werden: Durch Hebung der Ursache verschwindet auch die Wirkung.

Ich glaube, das ist die einzig mögliche Lösung dieses Problems der Zivilisation welches sich überall in Afrika in den Vorder-

grund drängt. In der That, wenn man den Vorteil gehabt hat, eine gewisse Anzahl Jahre inmitten eines wilden Stammes zu leben und

seine Sitten zu kennen (ein Vortheil, welchen nur eine verhältnismäßig geringe Zahl Europäer besitzt), sieht man bald ein, daß das Übel von gewissen Ideen herrührt, welche dem Volke teuer und heilig sind, religiöse Ideen, wie man sie richtig qualifizieren muß, und man erkennt, daß es eine unnütze und folgenschwere Arbeit ist, den Schwarzen unsere Zivilisation aufzudrängen, ohne zuvor ihre Denkungsweise reformiert zu haben.

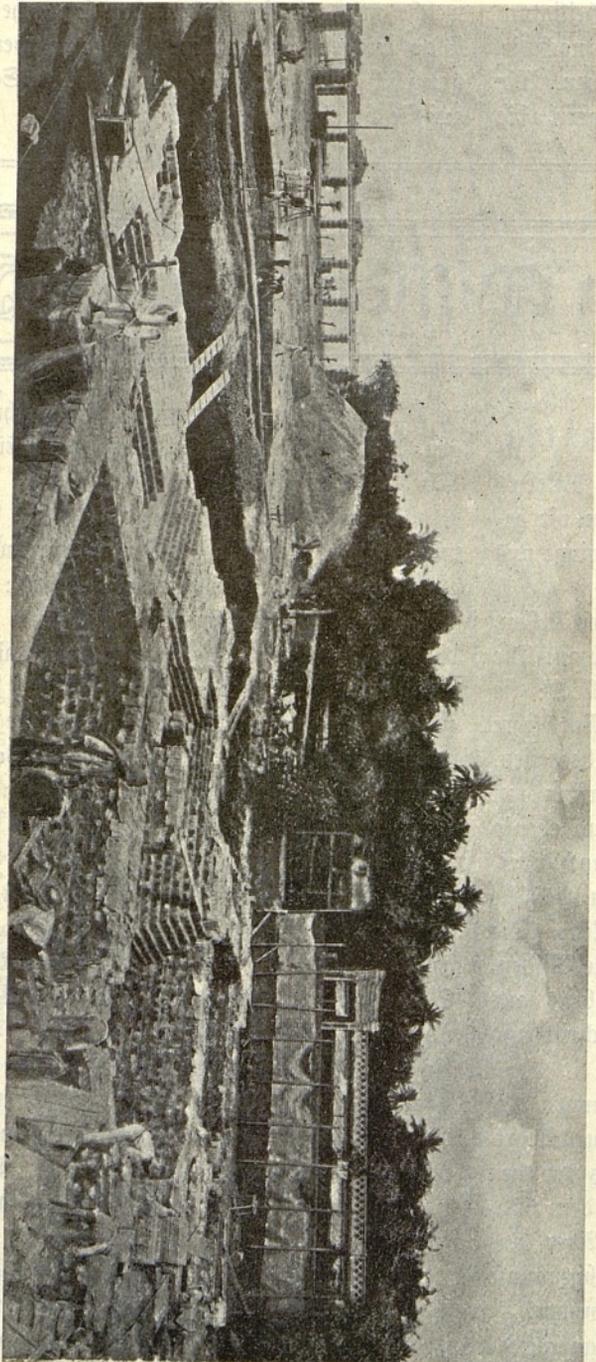
Das Ziel, welches der Missionär verfolgt, ist, die Wilden zu taufen. Es ist Tatsache, nur deshalb geht er nach Afrika. Das ist alles, was er sucht, und anderes will er nicht. Darum lachen auch gewisse Leute über ihn und zucken spöttisch die Achseln.

„Sie werden weit vorwärts gekommen sein, die Wilden, wenn ihr ihnen ein halbes Glas Wasser über den Kopf ausgegossen habt.“

Weiter vorwärts, als ihr denkt! Und ich will es euch beweisen, wenn ihr mir folgen wollt:

Ein halbes Glas Wasser über das Haupt eines ehemaligen Heiden ausgießen, das ist nicht alles. Bevor der Heide die Taufe empfängt, ist der Missionär streng verpflichtet durch die Gesetze der Kirche und die elementaren Regeln der Theologie, in Kopf und Herz, in der ganzen Seele des Wilden eine gewisse Arbeit vorzunehmen, dessen Resultat Befehrung genannt wird, das heißt eine Revolution, eine vollständige Veränderung in den Ideen dieses Wilden, und in welchen Ideen? Gerade diese religiösen oder, wenn ihr lieber wollt, abergläubischen Ideen fesseln

fundamente der neuen katholischen Kirche in Kibartoum gegen den blauen Thal zu.



den Wilden an die Barbarei und versperren ihm den Weg zu jedem moralischen, sozialen, menschenwürdigen und selbst materiellen Fortschritt. Wenn ein Wilder zur Taufe vorbereitet wird, wird auch seine Seele unfehlbar und ohne es zu wollen, dazu bereit, den Samen des Fortschrittes und der Zivilisation aufzunehmen. Und ich begnüge mich nicht damit, das zu bestätigen, ich will es euch mit einigen Tatsachen beweisen.

\* \* \*

Nehmen wir ein Beispiel materiellen Fortschrittes: Die Frage des Hauses, der Wohnung.

Gewiß gibt es, was Wohnung anbelangt, nichts Hinterwäldlerisches, Unzivilisierteres als die Hütte des Wilden. Es ist eine kaum gegen Kälte und Regen Schutz bietende Zufluchtsstätte, aus trockenem Gras und Gezweige, ein Versteck, ein Loch, ein Schlupfwinkel, alles, was ihr wollt, nur nichts, das von fern einem Hause ähnlich sieht. Tagsüber bleibt die Hütte vollständig leer, aber sobald die Sonne am Horizont verschwindet, füllt sie sich mit Frauen, Kindern, Männern, Schafen und Ziegen. Alles drängt sich um das gute Feuer in der Mitte, hier schlafen sie nun funterbunt durcheinander und aufeinander liegend bis zum Morgen. Das läßt, wie ihr seht, ein wenig zu wünschen übrig vom Standpunkt der Zivilisation aus.

Das ist alles der Ausfluß einer Idee und solange diese Idee ihr Gehirn beherrscht, werden sie niemals andere Wohnungen bauen.

Am Morgen, wenn der Wilde aus seiner Hütte tritt, weiß er nie, ob er nicht am Abend genötigt sein wird, diese zu zerstören. Jemand kann darin sterben, ein Tropfen Menschenblut kann vergossen werden, eine Schlange oder ein Frosch können hineinkommen, ein Kochtopf mag zerbrochen werden usw., und wegen irgend einem dieser Zufälle verpflichtet die Religion den Wilden, seine Hütte den Flammen preiszugeben und anderwärts zu bauen. Wie mag

ihm unter solchen Umständen je der Gedanke kommen, eine feste, geräumige und kostenreiche Wohnung zu erstellen? Selbst die größten Häuptlinge haben niemals daran gedacht!

Aber was tut der Missionär, wenn er einen Wilden zur Taufe vorbereitet? Er korrigiert seine falschen Ideen und stellt sie richtig; er lehrt ihn gut und böse unterscheiden, Eifer und Gleichgültigkeit; er befreit seine Seele vom lächerlichen Aberglauben und öffnet sie dadurch den Ideen des Fortschrittes, selbst des materiellen!

Ihr seht also, daß dieser Wilde, über dessen Haupte ich mein halbes Glas Taufwasser ausgegossen habe, viel fortgeschrittener ist, als ihr geglaubt habt. Ich habe seine Seele erleuchtet und befreit. Jetzt hindert ihn nichts mehr daran, sich eine menschenwürdige Wohnung zu schaffen. Nichts hindert ihn mehr, sich an Kunst und Handwerk zu wagen, an die Schreinerei, die Maurerei und später sogar an die Architektur, Malerei und Bildhauerei; warum nicht? Von nun an ist seiner Entwicklung kein Hindernis mehr gesetzt.

In den Missionen neuester Gründung haben wir das große Vergnügen, dieser interessanten Entwicklung beizuwohnen, diesem Erschließen, dieser Geburt der Zivilisation. Die bekehrten und getauften Heiden bauen schon nicht mehr wie ihre heidnischen Landsleute. In neuester Zeit erbaute sich einer von ihnen, der erst vor zwei Jahren die Taufe empfangen hatte, ein schönes Haus. Es kostete ihn zwei ganze Monate Arbeit, während die heidnische Hütte in einigen Stunden fertig ist. Er teilte sein Haus in drei Abteile ein; einer für die Ziegen, der andere für seine Frau und die Kinder und aus dem dritten machte er eine Art Salon, wo er die Fremden und seine Freunde empfängt. Die Missionäre waren nicht einmal genötigt, ihm die Idee dazu zu geben. Er hatte den Plan ausgedacht und durchgeführt, ohne jemandem davon zu

sprechen. Das war ihm gekommen auf ganz natürliche Weise . . . infolge eines halben Glases Wassers, das ihm über sein Haupt gegossen worden.

\* \* \*

Nehmen wir ein Beispiel moralischen Fortschrittes: Die Frage der Gerechtigkeit, der

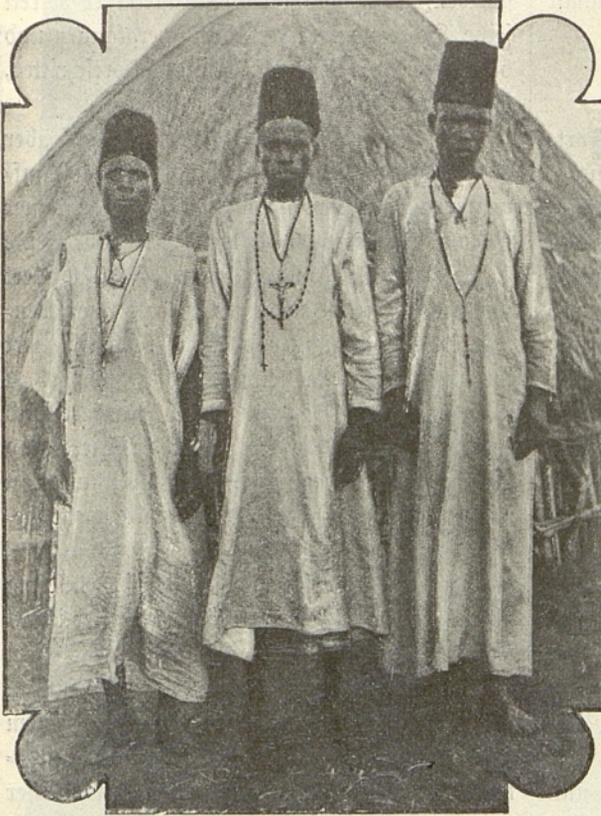
so gut wie ihr und ich, daß es verboten ist, zu stehlen. Aber er hat einen irrigen Begriff in dieser Hinsicht und davon kommt das Übel.

Er glaubt, Gott bekümmere sich nicht um das Unrecht, das man seinen Mitmenschen zufüge, ein Glaube, den er folgendermaßen erklärt:

Wenn ich Peter die Ziege stehle oder Paul anlüge oder dem Jakob die Frau wegnehme, tue ich Peter, Paul und Jakob unrecht, aber nicht dem lieben Gott; ich stehle nicht seine Ziege, ich belüge nicht ihn, ich nehme ihm auch nicht seine Frau, sondern die Jakobs. Gott bewahre mich davor, daß ich ihm ein Unrecht zufügen wolle; aber was kann ihm das machen, wenn ich meinem Nächsten schade?

Schon die Ältesten des Stammes haben die Unzulässigkeit einer Moral ohne übernatürliche Sanktion begriffen und da sie den obgenannten Einwurf nicht zu berichtigen vermochten, haben sie folgendes ausgedacht, um ihre kostbarsten Güter zu schützen; eine Zuckerplantage zum Beispiel: Beim Eingang des Feldes wird ein menschlicher Schädel auf eine lange Stange aufgespießt, und kein einziger getraut sich dort einzubringen, aus Furcht zu sterben! Dieser Menschen Schädel ist der Polizist des Landes. Wenn er nicht wäre, würde es dem Zuckerrohre schlecht ergehen.

In solchen Fällen zeigt sich die Unzulässigkeit einer nur bürgerlichen oder weltlichen Erziehung der Wilden. Wenn ihr dem Wilden seinen Glauben an den Totenschädel nimmt, ohne ihm dafür einen andern übernatürlichen Glauben beizubringen, so wird unter ihnen eine schrankenlose Anarchie herrschen. Nichts wird sie mehr vom Stehlen zurückhalten. Dieser das Eigentum schützende und verteidigende Totenschädel wird von nun



Uganda: Drei katholische Katechisten.

Ehrlichkeit, der Achtung vor dem Eigentume der andern.

Wenn der Wilde vor dem Gute eines andern steht, respektiert er es nur, wenn er sicher ist, im entgegengesetzten Falle erwischt zu werden. Seine Verzichtleistung ist nur provisorisch, er wird eine günstige Gelegenheit abwarten und wird sie auch, wenn es nötig ist, herbeizuführen wissen. Und doch weiß er

an einen emanzipierten, selbstbewußten Wilden lachen machen, wenn er bei einer so beschützten Zuckerrohrpflanzung vorbeigeht; und er wird absichtlich hineingehen, einzig und allein um sich lustig darüber zu machen und zu zeigen, daß er keine Furcht hat. Er wird einen Diebstahl begehen, nur um zu zeigen, daß er kein Wilder mehr ist!

Ich habe einen tröstlichen Beweis von der Wirksamkeit und Überlegenheit unserer christlichen Grundsätze erhalten, als mir ein Wilder wenige Monate nach seiner Taufe ein Fünzigrappenstück, das er unterwegs gefunden hatte, brachte mit der Frage, ob er das Recht habe, es zu behalten.

## II.

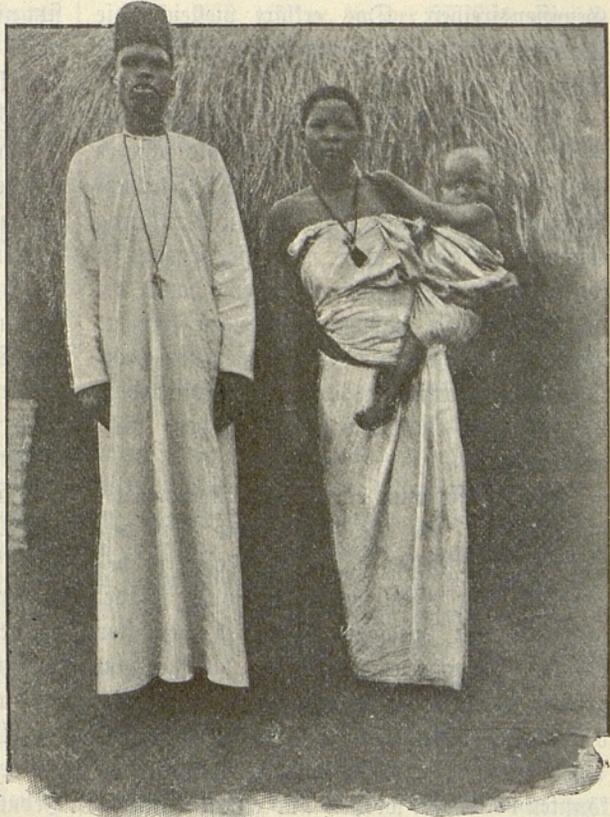
Ich will noch zwei Beispiele anführen. Es handelt sich darum, zu zeigen, daß, um die Wilden zu zivilisieren, vor allem ihre Ideen reformiert werden müssen und daß in vielen, wenn nicht in allen Fällen die Missionäre allein imstande sind, dies wirksam zu tun.

Ich beginne mit einer der elementarsten Fragen der Menschheit.

Eine gewisse Anzahl wilder Stämme hat die barbarische Gewohnheit, ihre Toten, nicht zu begraben. Man überläßt den Körper den Geiern, Schakalen, Hyänen und anderen blutgierigen Tieren zur Beute, die ihn wütend einander streitig machen. Dies gibt zu fürchterlichen, grauenerregenden Szenen Anlaß, die man gesehen haben muß, um sich einen Begriff davon zu machen. Die Nächte sind selten, wo man nicht aufgeweckt wird von einem schenßlichen Konzert wilden Wutgehens, dessen Bedeutung bekannt ist. Man weiß, daß ein halbes Duzend hungriger Hyänen einen Kadaver entdeckt haben und ihn zerfleischen. Am folgenden Morgen ist der Fußpfad mit den

menschlichen Überresten bedeckt und man muß sich in acht nehmen, nicht den Fuß auf ein Schienbein, einen Schädel oder einen Knochen zu setzen.

Es gibt noch etwas Entsetzlicheres: Die Todkranken haben kein Recht, in der Hütte zu bleiben; man schleppt sie hinaus in die Kälte, in den Regen, in die Nacht; man legt



Uganda: Eine Katechistenfamilie.

sie in irgend ein Gebüsch nieder und hier warten sie auf den Tod. In vielen Fällen war die Krankheit keine tödliche, aber sie wird es immer; der Patient stirbt vor Kälte und aus Mangel an Pflege. Wenn es überhaupt eine barbarische und unmenschliche Sitte gibt, ist es gewiß diese, und doch haben bis jetzt in dem Lande, wo ich bin, die offiziellen Vertreter unserer ruhmreichen Zivilisation kein einziges Wörtchen gesprochen, nicht den kleinen

Finger erhoben, um solch grausame Abscheulichkeiten zum Verschwinden zu bringen.

Und diese grausamen Ungeheuerlichkeiten sind die logische und praktische Folgerung einer religiösen Idee und solange das Gehirn des Wilden von dieser Idee beherrscht wird, wird man sie nicht aus der Welt schaffen können; es wäre ein schwerer Angriff auf die Gewissensfreiheit. Das erklärt vielleicht die Untätigkeit unserer herrschenden Klasse; sie fühlt sich ohnmächtig . . .

Die Religion des Wilden verbietet ihm in der Tat die Leichenberührung als schwere Befleckung. Darum kann man die Toten nicht begraben, man müßte mit ihnen in Berührung kommen! Darum muß man sie, bevor sie sterben, aus der Hütte entfernen, damit die wilden Tiere sie leichter verschlingen können! Was liegt an diesen oben beschriebenen gräßlichen Abscheulichkeiten; das allein Notwendige ist, sich nicht an ihnen zu beschmutzen, nicht zu sündigen.

Man trifft auch bereits eine kleine Kategorie Wilder an, die in neuester Zeit den Gebrauch eingeführt haben, die Toten zu begraben. Der erste, welcher begraben wurde, war ein vor wenigen Monaten getaufter Mann. Es waren auch Wilde, die ihn zum großen Argerniß ihrer Landsleute zur Erde bestatteten, aber auch sie waren Getaufte. Seht, welche Wunder mitten unter den Wilden könnten vollbracht werden mit einem einfachen halben Glas Wasser! Aber diese barbarischen Sitten werden erst gänzlich verschwinden, wenn der letzte Heide Christ geworden sein wird.

\* \* \*

Nehmen wir zum Schluß ein Beispiel sozialen Fortschrittes: die Hebung der heidnischen Frau.

Es ist keine Übertreibung, wenn man die afrikanische Frau mit einem Lasttiere vergleicht. Ich glaube, das ist noch zu wenig gesagt. Der Wilde verschafft sich eine Gattin durch Aus-

tausch, indem er seinem Schwiegervater eine gewisse Anzahl Ziegen für dieselbe gibt. Die Heirat ist also ein Kauf. Und die Folgen dieses Begriffes sind identisch mit denjenigen jedes anderen kaufmännischen Vertrages: Die Frau wird das unumschränkte Eigentum des Mannes. Er kann sie verkaufen, ja sogar töten, wenn er sie nur bezahlt hat. Sie besitzt nichts, nicht einmal das elementarste Recht, ihrem Gatten allein zu gehören. Und doch hört ihr in allen Tonarten proklamieren, daß die Sklaverei endlich in Afrika abgeschafft sei! Dieser vollständig vertierende Zustand, in welchem die heidnische Frau, das heißt wenigstens die Hälfte der schwarzen Rasse, seufzend verkommt, ist also keine Sklaverei?

Und die traurige Lage der heidnischen Frau kann nur durch die Abschaffung der Polygamie und Einführung der christlichen Ehe verbessert werden. Um die heidnische Frau zu heben, muß sie einem christlichen Manne anvertraut werden. Dieser lernt im Taufunterricht, daß vor Gott Frau und Mann gleich seien; daß der Mann nicht nur Rechte auf seine Frau hat, sondern auch Pflichten, besonders die Pflicht, seinen Teil, und zwar den Hauptteil, an der täglichen Arbeit zu leisten, daß diese Arbeit nicht entehrt, wie die Heiden glauben, sondern daß sie von Gott gewollt ist!

Also arbeitet der Missionär, indem er den Wilden zur Taufe vorbereitet, auch für die Hebung der Frau.

Der Missionär hat keinen anderen Ehrgeiz als denjenigen, die möglichst größte Anzahl christlicher Herde zu gründen, denn nur durch die christliche Familie wird die Rasse dereinst zivilisiert werden können. Und weil von allen Weißen der Missionär der einzige ist, der sich um die Errichtung dieser christlichen Herde bemüht, scheint es mir erwiesen: 1. daß die Missionäre die Träger der Zivilisation sind und 2. daß die Missionäre allein sich aufrichtig darum bemühen!

(„Jahrbücher der Verbreitung des Glaubens.“)

# Unterhaltendes.

## Cingua Basse's Vertraute.

Erzählung von Dr. Hugo Mioni.

(Fortsetzung.)

Immer stärker wurde der Lärm, den Ramosina und die Sklaven verursachten. Endlich öffnete sich die Türe und Amatoſa trat ein, gefolgt von einigen Sklaven, welche die Zauberin festhielten; vergeblich versuchte diese, die Fesseln zu zer Sprengen; sie schrie aus Leibeskräften und rief die Blitze Allahs und des Cingua Basse über ihre Feinde. Ramosina war in ihrem Zorne schrecklich anzusehen; zudem hatten die Entbehrungen der langen Reise sie auf das äußerste entstellt.

Noch an demselben Tage, an dem sie erfahren hatte, daß die Botschaft an Senueſſi ohne Erfolg gewesen sei, hatte sie die Mission verlassen. Sie wollte sich zu ihrem Sohne begeben und das letzte Mittel versuchen, ihm die Freiheit zu erwirken. Tag und Nacht war sie weitergezogen mit unsäglichem Peinen und Schmerzen in ihrem Mutterherz, dem das Teuerste und das Einzige, was es noch besaß, der Sohn, entriſſen worden war. An Händen und Füßen blutete sie, ihre Kleider waren schmutzig und hingen ihr in Fetzen vom Leibe.

Als sie vor Senueſſi trat, brach sie in die Worte aus:

„Befehle deinen Leuten, mich frei zu lassen!“

Dieser lächelte und gebot seinen Sklaven, sie noch fester zu binden.

„Lasset mich los, wenn ihr nicht wollt, daß die Blitze Cingua Basse's euch zermalmen! Hüte dich vor dem Zorne der Ramosina, Senueſſi!“

„Ich fürchte dich nicht mehr, nachdem du in der Mission der Gottheit untreu geworden bist“, erwiderte Senueſſi, um sich zu vergewissern, ob kein Verdacht auch auf Wahrheit beruhe.

Die Alte antwortete lächelnd:

„Cingua Basse liebt mich auch jetzt noch, hat doch er selbst mich zur Mission geführt und wieder zu dir zurückgebracht.“

„Du gibst also zu, in der Mission gewesen zu sein?“ sagte der Araber mit vor Groll zitternder Stimme.

„Warum soll ich es nicht zugeben?“

„Aus welchem Grunde hast du die Reise unternommen?“

„Das kannst du dir leicht einbilden, wozu anders als um durch Vermittelung der Missionäre Kup die Freiheit zu erwirken?“

„Du hast aber nichts erreicht!“

„Nein, ich habe mein Ziel nicht erreicht, da sie Feiglinge sind! Sie hörten nicht auf meine Bitten. Obwohl ich sie bat, mir mit bewaffneter Hand zu folgen und meine Pflanzung zu zerstören, hörten sie doch nicht auf mich; die gleiche Bitte habe ich auch an den Belgier gerichtet, der vor nicht langer Zeit hier war. Sie waren jedoch zu feige, um mir zu folgen.“ Die Alte dachte in ihrem Zorne nicht daran, welche Unvorsichtigkeit sie mit dieser offenen Darlegung beging.

„So etwas konntest du wagen?“ unterbrach sie der auß äußerste erzürnte Senueſſi.

„Warum sollte ich es nicht wagen?“

„Verruchte, du sollst es mir teuer büßen!“ Ramosina lachte.

„Wer wird es je wagen, die Vertraute des Cingua Basse zu strafen? Du hältst dich für mächtig, mein Lieber, die alte Ramosina ist jedoch viel schlauer als du! Wer wird sich unterstehen, Hand an mich zu legen?“

„Vertraue nicht allzusehr auf deinen Cingua Basse. Da er dich nicht vor der Sklaverei retten konnte, wird er dich auch gewiß nicht vor der Peitsche und dem sicheren Tode bewahren“, entgegnete der Sklavenhändler.

„Wenn auch Cingua Basse nicht existierte, so würdest du es doch nicht wagen, mich zu töten“, rief die Alte aus.

„Ich werde dir bald das Gegenteil beweisen.“

„Und doch wirst du es nicht tun, da es gegen deine Interessen wäre.“

„Was für ein Interesse glaubst du denn, daß ich an dir haben könnte?“

„Das weißt du gerade so gut wie ich.“

„Du täuschest dich gar sehr. Wie viel glaubst du, wert zu sein? Wenn ich dich auf der Stelle töte, so verliere ich gar nichts, im Gegentheil erspare ich mir noch die Kost, die du täglich brauchst. Wollte ich dich verkaufen, so würde mir niemand fünf Kaurimuscheln für dich anbieten.“

„Ich habe auf etwas anderes angespielt“, sagte die Alte, die sich ihrer Sache gewiß hielt.

„Und das wäre?“

„Laß mir die Fesseln abnehmen, dann werde ich es dir sagen.“

„Du bist wirklich schlau; rede zuerst, an deine Befreiung werden wir dann vielleicht später denken.“

„Ich werde nicht eher reden, als bis ich auf freiem Fuße stehe.“

„Bleibe also still. Ich habe gar kein Verlangen, dich zu hören.“

Ramosina war eine Zeitlang unentschlossen; endlich sagte sie aber:

„Gestatte wenigstens, daß ich unter vier Augen mit dir rede.“

Auf einen Wink des Herrn entfernte sich Amatoza mit den übrigen Sklaven.

„Was hast du mir zu sagen?“ fragte Senueffi, als sie allein waren.

„Ich schlage dir ein gutes Geschäft vor.“

„Du, eine Sklavin, die zum Tode verurteilt ist?“ erwiderte der Sklavenjäger höhniisch.

„Lasse mich nur reden. Du hastest die Missionäre. Ich werde sie dir innerhalb eines Mondes tot in die Hände liefern.“

„Wie willst du das zustande bringen?“

„Ich werde mich zur Mission begeben. . .“

„Um die Missionäre von neuem gegen mich aufzustacheln.“

„Nein, um sie zu töten.“

„Du willst mich nur hintergehen!“

„Ich sage die volle Wahrheit.“

„Was hast du mir erst kurz vorher erzählt? Denkst du nicht mehr an den Besuch, den einer der Missionäre mir abgestattet hat, um Kupfloszukaufen?“

„Lasse das Vergangene in Ruhe! Ich werde mich zur Mission begeben, wo es mir ein leichtes sein wird, Gift in die Speisen der Missionäre zu mischen; das Gift wird sicherlich seine Wirkung nicht verfehlen und in Bälde wirst du über deine so sehr gehassten Feinde siegen.“

Senueffis Antlitz heiterte sich bei diesen Worten auf, wie auf ein Zauberwort hin verschwand sein Zorn und machte einer übermäßigen Freude über die bevorstehende Rache Platz.

„Dein Plan ist nicht schlecht“, bemerkte er.

„Er ist geradezu göttlich.“

„Gehe alsogleich hin, ihn auszuführen.“

„Nur unter einer Bedingung werde ich es tun.“

„Eine Sklavin hat kein Recht, von ihrem Herrn etwas zu verlangen. Ich bin dein Eigentümer und du mein Eigentum; wenn ich dir etwas befehle, so hast du einfach zu gehorchen.“

Ramosina verzog das Gesicht zu einem höhniischen Lächeln.

„Mache nicht so viele leere Worte, Senueffi. Du hast Kupf tausend schöne Sachen versprochen, falls er dir die Missionäre töten würde. Ihr Tod liegt dir also am Herzen. Ramosina wird sich deinem Willen nur dann fügen, wenn du ihr das zugestehst, was sie von dir verlangt.“

„Was verlangst du denn?“

„Meine Freiheit.“

„Du sollst sie haben.“

„Die Freiheit des Kupf.“

„Er soll dir gehören, wenn er nur bis zu deiner Rückkehr am Leben bleibt.“

„Er lebt noch?“ fragt die Frau hastig.

„Ja, er lebt noch, er hat aber bereits so viele Qualen erlitten, daß er es wohl kaum mehr lange aushalten wird.“

„Grausamer!“ schrie die Alte.

„Er trägt selbst die Schuld, warum wollte er mir nicht gehorchen? Mache dich also auf den Weg zur Mission.“

„Ich muß vorher noch etwas verlangen.“

„Was ist es denn?“

„Gebe mir alles, was du mir entriffen hast zurück, und verspreche mir eine Hütte mit einem kleinen Grundstücke, auf dem ich mit meinem Sohne in Frieden leben kann, endlich noch zehn Sklaven zu unserer Bedienung.“

Senuessi machte eine höhnische Verbeugung.

„Du bist gar zu anspruchslos. Weißt du was: Ich werde meinen Palast verlassen und ihn dir überlassen. Du wirst über die ganze Pflanzung gebieten und ich will dein Sklave sein. — Wie kannst du nur glauben, daß ich dir alles geben werde, was du verlangst!“

Ramosina ließ sich von ihrer Bedingung nicht abbringen. Senuessi geriet von neuem in Zorn, auch die Sklavin erhitzte sich. Ihre Standhaftigkeit siegte endlich. Senuessi endigte den Streit mit den Worten:

„Ich werde dir alles gewähren, was du verlangt hast. Du sollst die Hütte, das Grundstück, die Sklaven und alles, was dir entrisen wurde, erhalten.“

In seinem Innersten war der Araber jedoch entschlossen, sein Versprechen nicht zu halten.

„Reise alsogleich ab“, drang er jetzt in die Sklavin.

„Gib mir zuerst meinen Kup.“

„Wie, den Kup? Die Missionäre sind ja noch nicht tot.“

„Ich werde ihnen nicht eher das Gift verabreichen, bevor ich nicht Kup in Freiheit sehe.“

„Kup wird die Freiheit erlangen, sobald du deinen Plan ausgeführt hast. Er wird der Preis deiner Mühen sein.“

„Ich aber werde keinen Finger rühren, wenn Kup nicht vorher in Freiheit gesetzt wird.“

„Du mußt doch abreißen.“

„Ich werde ihn mitnehmen.“

„Vielleicht gar zur Mission?“

„Ja, zur Mission.“

Bei diesen Worten entfachte sich der Zorn des Arabers von neuem.

„Du möchtest mich hintergehen! Jetzt verstehe ich dich. Du möchtest deinen Sohn frei haben, um mit ihm zur Mission zu gehen; dort würdest du, anstatt die Missionäre zu vergiften, zu ihrer Religion übertreten und dich über mich lustig machen! Nein, das soll nie und nimmer geschehen! Du wirst Kup erst nach deiner Rückkehr erhalten.“

„Ich will ihn jetzt schon haben.“

„Ich überlasse dir ihn aber nicht.“

„So werde ich auch die Missionäre nicht vergiften. Allah und du, mächtiger Cingua Basse,

schleudert eure Blitze auf diesen meinen grausamen Herrn, lasset Feuer herabfallen auf seine Pflanzung, da er der unglücklichen Mutter, der furchtbaren Ramosina, den Sohn nicht zurückgeben will!“

Diese Verwünschungen und der Gedanke an das, was die Alte zu seinem Nachtheile in der Mission unternommen hatte, nahmen Senuessi förmlich die Besinnung. Er dachte nicht mehr an die finstere Macht, welche die Alte zu besitzen vorgab, und verzichtete auf das Vergnügen, die Missionäre tot zu sehen, da er auch überzeugt war, weder bei der Alten noch bei Kup etwas zu erreichen. Er sah nur noch die Gefahr, in welche die Sklavin seine Pflanzung gebracht hatte, er fühlte sich als Sklavenhändler und wollte sich rächen.

Er ließ Amatoza eintreten und befahl ihm:

„Laß die Alte zum Marterpfahl schleppen!“

„Wie viele Peitschenhiebe soll sie erhalten?“

fragte dieser voller Freude. „Ich werde die Tortur persönlich überwachen“, entgegnete Senuessi.

Vier Neger ergriffen die Alte und schleppten sie zum Pfahle. Sie wehrte sich nicht mehr, unablässig schleuderte sie jedoch die furchtbarsten Drohungen gegen den Araber und seine Treuen.

Die Neger hörten sie anscheinend mit Entrüstung an, im Innersten waren sie jedoch fest überzeugt, daß der Götze seine Priesterin erhören werde; sie waren daher auch entschlossen, die Alte fest zu peitschen, damit die Gottheit um so eher und sicherer eingreife.

Senuessi folgte der kleinen Schar.

Die Neger, welche auf den Feldern arbeiteten, blickten voller Entsetzen bald auf Ramosina, bald auf Senuessi. Mit Schrecken dachten sie an die Kühnheit ihres Herrn, der es wagte, Hand an die Vertraute ihres Gottes zu legen.

Man gelangte zu dem Baune, der die Hütten der Sklaven umschloß, und trat ein. Inmitten des Hofes waren die uns schon gut bekannten Pfähle aufgepflanzt, an den einen wurde die Alte gebunden.

Als sie sich angebunden sah, stieß sie noch schrecklichere Drohungen aus; sie hoffte noch immer, Senuessi Furcht einjagen zu können; dieser achtete jedoch nicht mehr auf ihre Drohungen, er dachte nur noch an seine Rache.

Als Ramosina gefesselt war, fragte Amatoſa:  
„Wie viele Schläge ſoll ſie erhalten?“

„Gehe den Kup holen“, entgegnete Senueſſi.

„Kup, mein lieber Kup! Töte mich und ſchenke ihm die Freiheit.“

„Er wird Zeuge ſein der Qualen ſeiner Mutter und du ſollſt ihn eines langſamen, qualvollen Todes ſterben ſehen!“ ſagte Senueſſi höhniſch.

„Töte mich, ſchone aber meinen lieben Sohn.“

„Schweige, Sklavin!“

„Schone meinen Kup! Ich gehe hin, alle zu vergiften, die du willſt.“

Senueſſi antwortete nicht mehr, er wandte ſich der Richtung zu, woher Amatoſa kam, der den armen Sklaven an den Füßen herbeizog. Das Haupt und der Rücken ſchleiften auf dem harten Boden, von den vielen Steinen wurden die noch nicht zugewachſenen Wunden noch weiter aufgeriſſen.

„Kup, mein armer Kup!“ ſeufzte Ramosina, als ſie ihren Sohn in einem ſolchen Zuſtande ſah.

„Mutter, Mutter!“ ſtöhnte der Sklave.

„Kup, gehorche dem Sklavenhändler!“ bat ihn die Frau.

„Ich kann nicht, Mutter!“ war die kurze Antwort des Helden.

„Schweiget, ſonſt laſſe ich euch knebeln!“ ſchrie der Araber.

„Sei ruhig, Mutter, und reiz Senueſſi nicht!“

Der Araber wandte ſich jetzt mit folgenden Worten an Kup:

„Du haſt dich meinem Willen widerſetzt; du, ein Sklave, haſt mir den Gehorſam verweigert, daher verurteile ich dich zum Tode. Vor dem Tode ſollſt du aber noch der Züchtigung deiner Mutter beiwohnen.“

„Mutter, Mutter!“ rief der Sklave mit wehmüthiger Stimme.

„Kup, mein Sohn! Sie wollen dich töten! Nein, nein, das ſoll nie geſchehen. Ich gehe, Senueſſi, wohin immer du willſt; ich werde dir die Miſſionäre vergiften.“

„Mutter!“

„Alle werde ich ſie vergiften und dann werde ich zu dir zurückkehren und mich peitschen laſſen, falls du nur meinen Sohn ſchoneſt!“

„Mutter, tue das nicht! Empfehle dich lieber Jeſu . . .“ Kup konnte nicht weiter reden. Der Araber gab ihm einen Fauſtſchlag ins Geſicht und ſchlug ihm dabei einige Zähne ſein; Blut ſtrömte aus ſeinem Munde.

„Mein Sohn, mein Sohn!“

„Man beginne mit der Geißelung!“ befahl jetzt der Araber.

Die Qualen der Zauberin waren fürchtbar. Zuerſt wurde ſie mit der Miſſpferdpeitsche förmlich zerfleiſcht, dann riß man ihr die Zähne aus und bereitete ihr ſo unſägliche Schmerzen.

Während all dieſer Qualen blieb ſie feſt, keine Klage kam über ihre Lippen; hingegen fuhr ſie fort, Senueſſi zu verwünſchen und ihm alle möglichen Übel vorherzuſagen. Kup beobachtete ſie mit dem noch geſunden Auge, er zitterte am ganzen Körper vor tiefer Betrübniß. Alle Schmerzen der armen Mutter fühlte er in höherem Grade mit und zugleich ſagte ihm eine innere Stimme: „Du biſt Schuld an den Qualen deiner Mutter. Siehſt du, was du durch deinen Starrſinn erreicht haſt!“

Das Gewiſſen antwortete ihm aber: „Du haſt recht gehandelt und nur deine Pflicht getan!“ Er erinnerte ſich an die Worte des guten Vater Sebaſtian: „Wenn du, mein Kind, auch gewiß wäreſt, mit einer Sünde die ganze Welt zu retten, ſo darſt du ſie doch nicht begehen!“

Die Überzeugung, ſeine Pflicht getan, nach ſeinem Gewiſſen gehandelt zu haben, beruhigte ſein Herz und machte ihm die Schmerzen erträglich. Er verſuchte, die Mutter zu tröſten, ihr von Gott und von dem ewigen Leben zu erzählen; es war ihm jedoch nicht geſtattet, denn die Peitsche ſchloß ihm den Mund. Stillſchweigend mußte er alſo den Qualen ſeiner Mutter zuſchauen, ohne ſie auch nur mit einem Worte tröſten zu können.

Als Ramosina über und über mit Blut überſtrömt war und ſich keine heile Stelle mehr an ihrem Leibe vorſand, fragte Amatoſa, ob er mit der Geißelung noch fortfahren ſolle.

„Es genügt“, ſagte der entmenschte Senueſſi. Dann wandte er ſich an die Alte mit den Worten:

„Du haſt mich bei den Weißen angeklagt und haſt ihre Hilfe angerufen; du haſt ſie aufgefordert, meine Pflanzung anzugreifen und zu

zerstören, mich aber zu töten, um Nup zu befreien. Sieh nun zu, wie sich Senuessi dafür rächt.“

Mit diesen Worten zog der Sklavenhändler seinen Dolch aus dem Gürtel und näherte sich Nup.

„Bedaue dich bei deiner Mutter! Sie wollte mich töten, um dich zu befreien. Ich hingegen werde dich töten, um sie zu bestrafen!“ rief er aus und pflanzte die Spitze seines Dolches auf die Herzgegend des Sklaven.

„Nup, Nup! Senuessi, Mitleid, Barmherzigkeit, Senuessi!“ schrie die Alte, indem sie die letzten Kräfte aufwandte, sich den Banden zu entreißen.

„Mutter, Mutter! Mein Jesus, Barmherzigkeit!“ rief hingegen der dem Tode geweihte Held aus.

Senuessi stieß ihm den Dolch langsam in die Brust. Er wollte den letzten Todeskampf seines unglücklichen Opfers möglich in der Länge ziehen; er wollte das Vergnügen, das er bei den Qualen des armen Sklaven fühlte, in vollen Zügen genießen bis auf die Gese.

Die Alte fuhr fort, zu toben und zu schreien, ihre Stimme hatte bereits nichts Menschliches mehr an sich, es war das Brüllen einer Tigerin, der man die Zungen tötet; es war der Schrei eines zu Tode getroffenen Panthers. Nup hingegen bewegte seine Lippen in innigem Gebete. Auf einmal bewegten sich seine Lippen nicht mehr; sein Antlitz wurde blaß; das Auge erlosch. Ein letztes Zucken durchzog den mit Wunden bedeckten Körper. Der Dolch hatte ihm das Herz durchbohrt. Senuessi bohrte den Dolch noch tiefer hinein, drehte ihn einige Male herum und zog ihn dann rasch heraus.

„Er ist tot!“ rief er aus. „Ich habe meinen Rachedurst gestillt.“

„Tot, tot!“ wiederholte die Frau, stieß einen furchtbaren Schrei aus, senkte das Haupt und rührte sich nicht mehr.

„Ist auch sie gestorben?“ fragte Senuessi.

„Sie ist nur besinnungslos“, bemerkte Amatoja. „Soll ich sie töten?“

Senuessi blieb einen Augenblick in Gedanken versunken.

„Lasse sie in ihre Hütte bringen und ver-

binde sie! Es ist besser, daß sie lebe, da ich ihre Gifte brauche.“

„Sie wird dich aber ihr ganzes Leben lang hassen.“

„Ich fürchte ihren Zorn nicht. Bringe sie in ihre Hütte und werfe dieses Mas auf den Rehrichthausen.“ Er meinte damit Nup.

Amatoja machte eine Verbeugung und schickte sich an, dem Auftrage nachzukommen.

Noch einen letzten Blick warf Senuessi auf die beiden Opfer seiner Grausamkeit und verließ befriedigt den Sklavenhof, da er für den Augenblick seinen Rachedurst gestillt hatte. In Bezug auf Amatoja dachte er aber:

„Welch herrliches Bild wird der am Marterpfahle abgeben!“

#### 16. Kapitel.

##### Die Schicksalschläge des Oberaufsehers.

Die alte Ramosina erlag ihren Wunden nicht. Lange kämpfte sie zwar mit dem Tode, ihre Natur war aber von Eisen; sodann wollte sie auch selbst jetzt weiter leben. Dieser ihr fester Wille schien sich der Natur aufzudrängen, der Tod schien sich besiegt zurückzuziehen von ihrer wilden Natur, die für jetzt einfach nicht erliegen wollte.

Ja, sie wollte leben. Früher hatte sie sich so wenig um das Leben gekümmert; schon hundertmal hatte sie sich den Tod herbeigewünscht; jetzt hingegen fürchtete sie sich vor dem Tode, sie sehnte sich nach dem Leben und träumte von nichts anderem als von ihrer vollkommenen Genesung.

Ihre Mitklaven und Sklavinnen wunderten sich über ihr heißes Verlangen nach Genesung. Warum sehnte sich die Alte denn eigentlich so sehr nach der Gesundheit? Was konnte ihr das Leben denn noch bieten? Sie war arm geworden, der Sohn war unter ihren Augen hingeschlachtet worden, sie selbst war so zerschlagen worden, daß sie die Folgen bis zum Tode verspüren würde. Sie hatte nichts mehr zu hoffen. Die Grabesruhe wäre für sie ein Trost gewesen und doch wünschte sie so sehr, weiter zu leben. Dies waren die Fragen, welche die Sklaven einander stellten; sie wußten eben nicht, daß das Herz der Alten von einer furchtbaren Leidenschaft ergriffen worden war, einer Leidenschaft, die bei einem

Heiden, bei einem Wilden um so natürlicher ist, je unedler sie sich für ein christlich denkendes Herz ausnimmt. Für ein Herz, das nie etwas von Verzeihen vernommen hatte, war diese Leidenschaft zu natürlich. Das Verlangen nach Rache beherrschte das ganze Wesen der alten Ramosina.

Ramosina wollte leben, um sich an Senuessi zu rächen. Als sie ihren Sohn unter dem Mordstahl des Sklavenhändlers sterben sah, schien es ihr, als ob ihr das Herz aus dem Busen gerissen würde. Sie fühlte ihr Herz nicht mehr pochen, hingegen vermeinte sie, seit der Zeit eine große Leere zu verspüren, und beständig rief ihr eine Stimme zu: „Rache dich, rache dich!“

Ein Wort sodann bemächtigte sich mit Hartnäckigkeit ihres Innersten, dessen Schriftzüge sah sie überall, am Himmel und auf der Erde. Die Sonnenstrahlen zauberten es mit Feuerschrift in die Luft, die Wolken malten es an das blaue Firmament des Himmels, die Spinnen schienen es in ihr Gewebe hineinzuflechten, die Blümlein aber bildeten jenes Wort vielfärbig auf dem grünen Grunde der Wiesen. Sie konnte nicht lesen, wußte aber, daß jene Zeichen nur das eine Wort bedeuten konnten. Jenes Wort riefen ihr die Vögel der Lüfte mit ihrem Zwitschern, die Ziegen auf der Weide mit ihrem Meckern und die Lämmer mit ihrem Blöken zu. Dieses Wort vermeinte sie im Säuseln des Windes und im Wüten des Sturmes zu vernehmen; es war ihr mit Feuerschrift in die Brust geschrieben, da, wo sie früher das Herz hatte. Und jenes Wort lautete: „Rache.“ Rache rief ihr jeder Gegenstand zu, Rache an Senuessi.

Ihre Rache sollte schrecklich sein, wie auch der Tod ihres Sohnes schrecklich war. Beständig hatte sie das Bild desselben vor Augen. Sie sah ihn, wie er am Pfahle angebunden war, über und über mit Blut bedeckt. Sie sah, wie ihm Senuessi langsam den Dold in das Herz stieß, sie sah ihn tot. Sie träumte nur noch von dem Augenblicke, in dem sie auf gleiche Weise den Dold in das Herz ihres Feindes stoßen könnte.

War sie allein, so lispelten ihre blassen Lippen den geliebten Namen ihres Sohnes. „Nup, mein Nup,“ kam es über ihre Lippen, „du ruhst im Tode, mein Geliebter, möge sich deine Seele ewig freuen! Ja, Lieber, freue dich bei dem

Gedanken, daß deine Mutter dich rächen werde.“

Manchmal erinnerte sie sich zwar auch der letzten Worte ihres sterbenden Sohnes, doch ganz entrüstet entschlag sie sich dieses Gedankens. Wie sollte sie, die mächtige Zauberin, verzeihen können, sie als Mutter, die in ihrem Teuersten beleidigt worden war! Verzeihen? Nie und nimmer wollte sie verzeihen. Ihr Gedanke war nur: Rache.

Die Wunden schlossen sich, das Fieber ließ nach und langsam kehrten die früheren Kräfte wieder zurück.

Senuessi erkundigte sich öfters bei Amatosä über ihr Befinden.

„Wie steht es mit der alten Ramosina?“

„Jene Frau ist ein wahres Wunder. Ihr Befinden bessert sich von Tag zu Tag.“

„Es freut mich wegen ihrer Gifte.“

„Hüte dich vor ihr, ich möchte nicht, daß sie auf Rache fänne.“

Senuessi lächelte über diese Ermahnung des Amatosä, da dieser sie jedoch bei jeder Gelegenheit wiederholte, so sagte er ihm eines Tages etwas aufgebracht:

„Der Scheitan möge dich holen, du Unglücksprophet! Du wirfst mir mit deinen ewigen Ermahnungen bereits lästig.“

Amatosä ließ sich jedoch durch diese Worte noch nicht zum Schweigen bringen. Er war sich seines Ansehens, das er bei Senuessi genoß, zu sicher. Nach einigen Tagen wiederholte er die gleiche Empfehlung.

Jetzt geriet Senuessi in Wut. Sein Verlangen nach Blut entfachte sich.

„Berruchter, so gehorchst du mir? Hundert Peitschenhiebe!“ schrie er.

Amatosä erblaßte bei diesen Worten; er warf sich vor den Füßen seines Herrn nieder, er bat und beschwor ihn, er weinte, doch vergebens. Senuessi ließ sich nicht mehr abbringen. Zwei Neger schleppten Amatosä an den bekannten Pfahl und verabsfolgten ihm die hundert Peitschenhiebe.

Auch Amatosä schwor, während die Schläge auf seinen Rücken niedersausten, dem Senuessi Rache; dieser hatte sich in ihm einen unverjöhnlichen Feind geschaffen.

Die Sklaven, welche diesen Abend Ramosina besuchten, erzählten ihr von der Bücktigung des

Oberaufsehers; sie gab sich den Anschein, als kummere sie sich nicht darum. Nachdem sich die Besucher aber entfernt hatten, suchte sie sich zu erheben; es kostete ihr zwar viele Mühe und Schmerzen, doch endlich gelang es. Sie fühlte sich schwach und ganz kraftlos. Jeder, der sie im Halbdunkel gesehen hätte, wäre vor ihr geflohen: sie glich keinem lebenden Wesen, vielmehr einem wandelnden Leichname. Der fleischlose Körper bestand nur aus Knochen, über welche eine dunkelbraune Haut gespannt war, bedeckt mit ungezählten Narben. Einige schmutzige, mit geronnenem Blute durchtränkte Fetzen bedeckten kümmerlich dieses Skelett. Das Gesicht glich einem mit Narben übersäten Totenschädel ohne Haare und Zähne. Das einzige Auge sprühte verderbendrohende Feuerblicke und die blassen Lippen waren in beständiger Bewegung; sie murmelten unablässig Verwünschungen gegen Semessi. Die noch wunden Füße vermochten sie nicht mehr zu tragen und sie mußte sich an dem niederen Herde festhalten.

„Wie elend fühle ich mich“, murmelte sie. „Aber mag der Körper auch schwach und gebrochen sein, mein Geist verspürt doch noch jugendliche Frische und Cingua Basse wird mich am Leben erhalten, bis mein Rachedurst gestillt ist.“

Sie schleppte sich in einen Winkel der Hütte, wo sie einen Stock ergriff; mit Hilfe desselben begab sie sich dann zur Türe.

Es war das erstemal, daß sie seit dem Tode ihres Nup die Hütte verließ.

Mit äußerster Mühe schleppte sie sich weiter, aber wie sie vor einigen Monaten aus Liebe zu ihrem Sohne jede Schwierigkeit und jedes Hindernis überwand, so schien ihr auch jetzt jedes Hindernis leicht, da das Verlangen nach Rache sie aufrecht erhielt.

Sie verließ die Hütte und erblickte zum erstenmale wieder den mit Sternen besäten Himmel.

„Ich danke dir, Cingua Basse,“ murmelte sie bei dessen Anblick, „daß du mir die Kraft verliehen hast, meine Rache in Angriff nehmen zu können.“ Sie machte sich auf den Weg gegen die Hütten der Sklaven. Nur langsam kam sie weiter. Die wunden Füße schmerzten ungemein, nicht weniger die noch offenen Seiten; sie aber kümmerte sich nicht um diese Schmerzen, um die Qualen. Handelte es sich doch um ihre Rache.

Die Felder waren leer, die Arbeit beendet und die armen Sklaven gaben sich in ihren Hütten der gar zu kurz bemessenen Ruhe hin.

Ramofina gelangte zu dem Baune, der den Hof der Sklaven umgab; sie fand die Türe nur angelehnt, niemand dachte je daran, sie zu schließen, da Semessi, der von der Furcht seiner Untergebenen zu überzeugt war, nicht einmal im Traume daran dachte, daß einer von ihnen auch nur an eine Flucht denken könne. (Schluß folgt.)

## Verschiedenes.

### Das Haus des Missionärs.

So sitze ich nun in meinem Zimmer am Arbeitstische! In meinem Zimmer am Arbeitstische? Als ob es für den Missionär in Zentralafrika Zimmer und Tische gäbe! Warum denn nicht? Es gibt ja doch Wälder, die uns das Holz liefern; der Ton, um Bausteine daraus zu fabrizieren, fehlt uns auch nicht und so hat der liebe Gott seinem Apostel für ein bescheidenes Heim gesorgt.

Unsere guten Neger wurden eines Tages eingeladen, den Ton zu kneten, viereckige Steine daraus zu formen und dieselben dann der heißen

Sonne auszusetzen, um sie zu trocknen. Mit ganz besonders gutem Willen und der Freude, Gott dem Herrn und seinem Diener damit ein Gefallen zu tun, transportierten sie auch noch die besagten Bausteine an den bestimmten Ort. Bald waren die Mauern und sogar Säulen vom selben Material errichtet. Dann ein Anstrich von Kuhmist darüber und das Haus ist fertig; es fehlt nur noch das Dach.

Man macht ein Gerüst und deckt es mit Hunderten von Bündeln von gedörrtem Gesträuch. Nun kann es in Strömen regnen! Ganz zu oberst auf dem Dache bringt man eine Art Blitzableiter an, was nicht etwa als Luxus taxiert werden

folll, denn ich versichere Sie, daß der Donner ganz anders rollt in diesen Gegenden. Vox Domini . . . Deus majestatis intonuit.

Auch die Schreinerarbeiten sind nichts weniger als kompliziert; die Fenster machen sich gut aus der Ferne, aber in der Nähe stehen sie unter dem Gewöhnlichsten, denn die Scheiben, welche die außergewöhnliche Eigenschaft besitzen, sich beim Winde aufzublähen, sie bestehen halt doch nur aus — Kaliko! . . . Was will man, da in diesen Gegenden noch kein Glas gemacht wird? Und daselbe auf dem Rücken hierher zu transportieren, wäre zu gefährlich und würde Splitter geben!

Nun haben Sie von den Mauern, dem Dache und den Fenstern gehört; wir sind nun beim Fußboden angelangt. Sie haben schon oft von bearbeiteter Erde gehört? Nun, so lassen Sie dieses Wort (verarbeitet) weg und der Fußboden ist fertig!

Das Bett ist etwa nicht aus Eichenholz und im Stile Ludwigs XV. geschnitzt. Vier Pfähle in die Erde geschlagen, ein Gewebe von Schilf darüber gespannt, eine Schicht gedörrter Blätter, ein Tuch, drei Decken, ein Kissen aus Bananenfaser — und der Missionär ruht im Frieden unter dem Schutze der heiligen Engel.

## Die Schlafkrankheit und der Katechist Daniel.

Der hochw. P. Manceau, Missionär in Viktoria-Nyanza, einer durch die schreckliche Schlafkrankheit am meisten heimgesuchten Mission, schickte den „Kath. Missionen“ einen Bericht über seinen Besuch bei jenen unglücklichen Opfern. Er war begleitet von dem Katechisten Daniel von Villa Marya. Aus dem Reisejournal des Paters geben wir jene rührende Seite wieder, auf der dieser Daniel selbst, ein armer Neger, uns als wahrer Held des Glaubens, des Opfermutes und der christlichen Nächstenliebe erscheint:

Draußen ist Mondschein. Ich lade Daniel ein, seine Pfeife zu nehmen, und gebe ihm Tabak. Er stopft seine Pfeife und wir plaudern. Er erzählt mir zunächst von den Tausen, die er seit dem letzten Besuch der Missionäre gespendet hat; dann zählte er mir die Christen auf, die in der letzten Zeit starben, berichtet mir über die Lage

jener, die noch am Leben sind, und unterhält mich über die Arbeit, die am nächsten Tage unser harret. Schließlich aber kommt er zu einer ganz persönlichen Sache.

„Du siehst, Vater, alle meine Nachbarn sind verschwunden. Das nächstliegende Haus ist 20 Minuten entfernt und wenn unser Feuer erlischt, brauchen wir über eine halbe Stunde hin und zurück, um welches zu holen. Zudem weißt du, wie die Schlafkrankheit auch in meiner kleinen Familie Opfer gefordert hat: Eines meiner Kinder starb vor einem Monat, auch meine Frau liegt darnieder und ich selber fühle meine Kräfte schwinden.“

„Dann“, sagte ich ihm, „will ich dich von hier wegnehmen und dir eine Stelle am Meeresstrand anweisen.“

„D nein, Vater, das ist nicht mein Wunsch. Wenn ich von dieser Insel weginge, wer würde da die Heiden taufen? Wer würde die kranken Christen pflegen? Wer würde die Toten begraben?“

„Sehr wohl, Daniel, aber die Krankheit? Wie kannst du ihr entrinnen, wenn du nicht weggehen willst? Du weißt wohl, daß der Tod in kurzer Zeit dein sicheres Los sein würde!“

„D, der Tod,“ antwortete Daniel ganz ruhig, „den fürchte ich nicht. Früher oder später, was liegt daran? Wir bereiten uns schon lang darauf vor, er kann kommen; aber laß mich nur inmitten meiner Kranken sterben.“

Ich schwieg still, im Herzen aber dankte ich dem göttlichen Meister, der den neubekehrten Heiden solche Gefühle einzulößen vermag. Dieser Tod wird nicht ausbleiben und Daniel wird der vierte unserer Katechisten sein, die als freiwillige Opfer der Pflicht den Tod nicht gefürchtet, sondern begrüßt haben.

## Studium der Schlafkrankheit.

Vor wenigen Tagen hat der Leiter des Medizinalwesens im deutschen Reichskolonialamt, Prof. Dr. Steudel, eine Reise nach Deutsch-Ostafrika angetreten, um die Schlafkrankheit zu studieren. Sodann werden die hygienischen Verhältnisse an der Zentralbahn und der Hauptstadt Dar-es-Salam beobachtet und die daselbst eingeleiteten Arbeiten der Malariabekämpfung geprüft werden.

raschenden Einblick in die vielen Missionen des Franziskanerordens in allen fünf Weltteilen und gibt überall den neuesten Stand der Missionen auf Grund der zuverlässigsten Quellen an. Es konnte keine leichte Mühe sein, bei den einzelnen Ländern immer genaues und zuverlässiges Material zu erhalten, und dennoch finden wir hier ein keineswegs trodenes, sondern lebensfrisches Bild von der erfolgreichen Missionsarbeit der Söhne des hl. Franziskus. Durch genaue statistische Tabellen und vor allem durch Kärtchen ist es dem Leser möglich gemacht, sich rasch und leicht über die Franziskanermissionen zu orientieren. So hat das Büchlein in schlichter und doch geschickter Weise den Beweis erbracht, daß die Franziskaner auch heute noch einen keineswegs zu unterschätzenden Anteil an dem Missionswert der katholischen Kirche haben.

„Die Mädchenbühne“, Monatschrift für Jungfrauenvereine, weibliche Dilettantenbühnen, Mädcheninstitute, Schulen und Kindergärten. Theaterverlag Val. Höfling, München. Bezugspreis: ganzjährig 12 Hefte mit Zustellung durch Kreuzband Mk 4.80. Preis des einzelnen Heftes 50 Pfg.

Jede Neuerscheinung führt sich ein ins Leben mit der Motivierung: „Einem Bedürfnis entsprechend!“ Meist ist es nur eine leere Phrase. Bei der „Mädchenbühne“ ist dies nicht der Fall, sie ist in der Tat ein dringendes Bedürfnis, ein in Fachkreisen oft empfundenenes, anerkanntes Bedürfnis. Das erste Heft enthält neben einem größeren Theaterstück „Friedensengel“, das sich nach dem Urteile von Professor Dr. P. Anselm Salzer weit über den Durchschnitt erhebt, ein reichhaltiges Material: vollständig abgeschlossene Lustspiele, Scherze, Lebende Bilder, Prologe, Lieder sowie als Anhang Aufführungsmaterial für Kinder. Die Abonnenten, denen bei Bezug von Rollenmaterial Vergünstigungen eingeräumt werden, kommen sicher reichlich auf ihre Kosten, denn wie wir uns überzeugen haben, würde sich der Einzelpreis der im ersten Heft enthaltenen Stücke allein schon höher als der ganze Abonnementsbetrag stellen.

Das zweite Heft dieser neuen begrüßenswerten Zeitschrift präsentiert sich nun als ein prächtiges Weihnachtsheft, mit dem der Mädchenbühnen eine gebiegene Auswahl an Material für ihre Weihnachtsveranstaltungen dargereicht wird. Aus dem reichen Inhalt dieses Heftes heben wir hervor: „Die Weihnachtstanne im Jungferngarten“ von Albin Picha, „Weihnacht in der Köhlerhütte“ von Minoria, „Christabend“ von Betti Zweig, ein „Weihnachtsmissionspiel“ von Rebeatis, ferner lebende Bilder und Gedichte für das Christfest. Auch das beigegebene Kostümbild eines Engels dürfte sehr willkommen sein. — Ein Anhang für die Kinder bringt neben mehreren Gedichten vier allerliebste Weihnachtsstücke. — Wir können „Die Mädchenbühne“, die bei billigem Preise nur Gutes bietet, allen, denen das Wohl der weiblichen Jugend am Herzen liegt, wärmstens empfehlen.

Die katholische Missionstätigkeit hat in der modernen Zeit an Wichtigkeit und Kraft gewonnen. Als eine schöne Aufforderung, an der Heidenmission teilzunehmen, müssen wir den Missionskalender der Väter vom Heiligen Geist, Kevelaerer Marienkalender, auf das Jahr 1912 bezeichnen. Durch seine moderne Ausstattung, die der Düsseldorfser Künstler Albert Diemke geschaffen hat, und durch das reiche Material an Bildern, das zur Verwendung gekommen ist, empfiehlt sich der Kalender vor allen ähnlichen zur Anschaffung. Eine besondere Kunstbeilage, A. Diemkes Altarbild „Ave Maria“ darstellend, und ebenfalls der in Zwei-Farben-Druck hergestellte Kalender wert ein jedem Käufer ganz besonders gefallen. Um den Wert des Kalenders zu erhöhen, enthält er wiederum ein vollständiges Kalendarium, ein Preisrätzel, einen Posttarif, eine Uebersicht über die kirchliche Hierarchie in Deutschland, eine europäische Regententafel und ein Verzeichnis der Märkte für das Jahr 1912. Außerdem empfehlen wir noch den „Michaels-Kalender“, Missionsbuchhandlung St. Gabriel, Post Mödling, N.-Oesterreich, Preis 50 Heller, sowie den „Kalender der Franziskanerinnen-Missionarinnen Mariens“.

Zu beziehen auch durch die Buchhandlung Tyrolia, Brixen.

Zum Abonnement wird bestens empfohlen:  
**Der Armen Seelen-Freund.**

Illustrierte Monatschrift zum Troste der leidenden Seelen im Fegfeuer. Mit einem Anhang: Verehrung des hl. Antlitzes Christi.

Dieses Blatt ist ein ständiger Fürsprecher für die armen Seelen im Fegfeuer, da es uns das ganze Jahr hindurch mahnt, unserer leidenden Brüder und Schwestern im Jenseits zu bedenken und für sie zu beten sowie auch auf unser eigenes Seelenheil bedacht zu sein durch Vorbereitung auf eine gute Todesstunde.

Daneben bringt der „Armen Seelen-Freund“ auch religiöse Gedichte, erbauliche Erzählungen und schöne Bilder in reicher Auswahl.

Preis nur 1.20 Mk. pro Jahr ohne Porto (direkt vom Verlag zugesandt mit Porto 1.60 Mk. = Kr. 1.90).

Probehefte gratis und franko!  
 Man beachte genau den Titel des Blattes und die Adresse des Verlages!

Bestellungen nehmen an alle Buchhandlungen und Postanstalten sowie die Verlagsbuchhandlung von

**Eduard Mager in Donauwörth.**

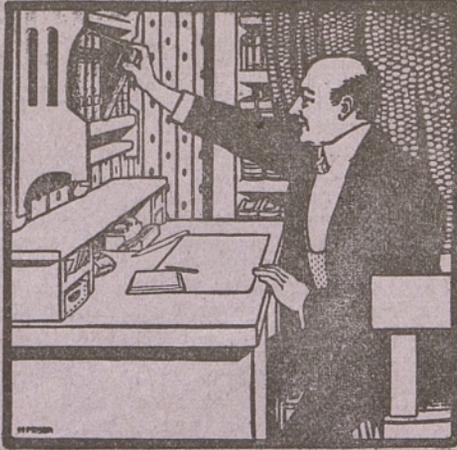
# Junge Leute,

Aufnahme im

Missionshaus in Mailand bei Brixen.

Handwerker, wie Schuster, Schneider, Tischler, Bauernburschen usw. finden als Laienbrüder

• Das unentbehrliche Hilfsmittel des Gebildeten •



# Herders Konversations- Lexikon

Ergänzt bis 1910. Neun reichillustr. Bände. K 138.—

Dieses Lexikon zeichnet sich dadurch aus, daß es in nur 9 Bänden den ganzen ungeheuren Wissensstoff aufs sorgfältigste verarbeitet hat. Es erhält dadurch den Vorzug der Handlichkeit und Billigkeit.

Gegen bequeme Ratenzahlungen (von K 4.— an monatlich) durch alle Buchhandlungen zu beziehen.  
☞ Prospekte kostenfrei von der Herderschen Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau. ☞  
Berlin • Karlsruhe • München • Straßburg • Wien • London • St Louis, Mo.

## Zur Bestellung

des neuen Jahrganges und auch zu anderen  
Zwecken haben wir unsern verehrten Lesern  
in Oesterreich zu ihrer Bequemlichkeit  
einen Postscheck (Erlagschein) beigelegt.

Wir bitten unsere geehrten Abonnenten, schon jetzt an die Erneuerung ihres Abonnements denken zu wollen. ♣ ♣ ♣ ♣ ♣

## Gebrauchte Briefmarken

Sammeln wir in allen Quantitäten und werden solche mit herzlichem „Vergell's Gott!“ von der Verwaltung des Missionshauses in Milland bei Brixen entgegengenommen.

Für Abonnenten aus allen Studentenkreisen wird eine außerordentliche Preisermäßigung gewährt.